
DIE
NAMENS
WEBER
CHRISTOPHER ABENDROTH

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

1. Auflage, 2026
© 2026 Christopher Abendroth; alle Rechte vorbehalten.
Christoph Domaschke;
Burgwallstraße 29; 01920 Panschwitz-Kuckau
abendroth@abendwelten.de

Lektorat: Veronika Moosbuchner
(https://www.lektorat-moosbuchner.de)
Korrektorat: Lektorat Reim
(http://www.lektorat-reim.de/)
Coverdesign und -illustration: Jasmin Kreilmann
(https://jasmin-kreilmann.de/)

Ebook und Taschenbuch erschienen bei: Books on Demand

ISBN Taschenbuch: 9783696364625
ISBN E-Book: 9783696704612

Für alle, die am »falschen« Ort oder mit dem »falschen« Namen geboren wurden.

SOHN OHNE NAMEN

»Was sagst du – soll ich dir deinen Namen verraten?« Seine Schwester ließ ein strahlendes Lächeln über ihre Lippen tanzen. Zugleich funkelte der Schalk in ihren graublauen Augen.

Da war sie – die Versuchung. Verlockender als der edle Starkwein, den sein Vater sorgsam weggeschlossen wähnte, oder als die Lippen der schönsten Frauen der Stadt.

Mein Name …

Wie oft hatte er darüber fantasiert, wie dieser wohl lauten würde und aus welchen Schicksalsfäden er gewoben wäre?

Doch etwas war an seiner Schwester, das ihn misstrauisch werden ließ. Unter ihrer fröhlichen Fassade vibrierte Anspannung – wie immer, wenn sie etwas ausheckte. Ob es der Reiz des Verbotenen war oder ob sie ihn zum Narren halten wollte, vermochte er nicht zu sagen. Folglich entschied er sich lieber für den sicheren Weg. »Tochter der Selenmeyra vom Haus der Schwarzen Rose! Du weißt genau, dass dein Eid als angehende Namensweberin dich jetzt schon an die Regeln deiner Zunft bindet. Als dein älterer und verantwortungsvoller Bruder …«

Weiter kam er nicht, denn prustend brach ein derart heiteres Lachen aus ihr hervor, dass ihre roten Locken im hereinflutenden Licht der Morgensonne wippten. »Du und verantwortungsvoll?« Sie bemühte sich eher erfolglos um eine würdevolle Miene. »Sohn des Nielladoir, du warst kurz davor …« Sie hielt Daumen und Zeigefinger eine Haaresbreite voneinander entfernt vor seine Augen. »So kurz davor, ›ja‹ zu sagen.«

Alle weiteren salbungsvollen Worte blieben ihm im Halse stecken. Stattdessen murmelte er bar jeglichen Nachdrucks:

»Ich bin kein kleiner Junge mehr, der seinen Geburtstag nicht abwarten kann.«

»Nicht einmal seinen einundzwanzigsten?«

»Heute Nacht wird mir mein Name verliehen. So lange werde ich es wohl noch aushalten«, erwiderte er und mochte gar nicht, wie sehr dies nach Schmollen klang. Sie hatte ihn wieder einmal durchschaut. »Und du würdest dir eine Menge Ärger einhandeln, wenn Vater davon erfährt – oder schlimmer noch ein anderer Namensweber.«

Mit flatternden Augenlidern verschränkte sie die Hände vor der Brust und seufzte theatralisch. »Mein Bruder – das schwarze Schaf der Familie – naht auf einem weißen Ross zu meiner Rettung.«

Spätestens jetzt vermochte er nicht mehr, ernst zu bleiben. Er stimmte in das erneut aufblühende Lachen seiner Schwester ein und hieb spielerisch nach ihrer Schulter.

Mit beneidenswerter Leichtfüßigkeit wich sie ein paar Schritte zurück. »Soll ich Idina kommen lassen? Du willst an deinem Namenstag ganz sicher nicht weniger als vollendet eingekleidet sein.« Ein kritischer Blick vom Scheitel bis zur Sohle machte deutlich, was sie von seinem bisherigen Erscheinungsbild hielt. Sie selbst war freilich standesgemäß in ein bodenlanges Kleid aus feinstem, grün grundiertem Brokat gehüllt.

»An meinem Äußeren gibt es nichts auszusetzen«, murrte der Sohn des Nielladoir.

»Dachte ich es mir«, behauptete sie flötend. »Ich sage ihr, dass es drängt.«

Beiläufig griff er ein Kissen vom Sessel und warf es nach seiner Schwester.

Elegant trat sie beiseite und tänzelte geradezu in Richtung der Tür seines Gemachs. »Wusstest du eigentlich, dass wir Weber in unsere eigene Zukunft schauen können?«, fragte sie mit der Hand an der Klinke.

»Das könnt ihr nicht«, entwich es ihm verblüfft.

Mit wippenden Augenbrauen wandte sie sich ab und glitt hinaus.

Noch während hinter ihr das Holz in den Rahmen fiel, schüttelte er über sich selbst den Kopf. Einmal mehr war er ihr auf den Leim gegangen. Diese kleine Eskapade zum Schluss überzeugte ihn endgültig davon, dass sie ihn nur hatte auf die Probe stellen wollen.

Skeptisch blickte er hinüber zum Ankleidespiegel, straffte die Gestalt und betrachtete sich kritisch. Seine Schecke aus schlichter Wolle lag genau richtig über seinem perfekt sitzenden Wams. Mehr konnte man von einer Oberbekleidung nicht verlangen. Auch an der Wahl seiner dezent bestickten Beinlinge oder den durch schlichte Eleganz bestechenden Schuhen fand er nichts auszusetzen.

Er wollte sich gerade mit einem Schulterzucken abwenden, als ihm seine roten Haare ins Auge fielen, die viel zu brav an seinem kantigen Gesicht vorbeiflossen. Grinsend fuhr er sich mit den Fingern durchs Haar und verwuschelte es ein wenig. Die Frauen der Stadt wussten das zu schätzen.

Zufrieden trat er hinaus auf den Balkon seiner Räumlichkeiten im Schloss. Die Morgensonne erhob sich immer höher über das Wolkenmeer und tauchte es in ein goldgelbes Licht. Gelegentlich ragte ein vorwitziger Giebel der Unterstadt daraus hervor.

Nur selten geschah es, dass ein scharfer Ostwind es schaffte, den Schleier zu teilen, um die Sicht nach unten freizugeben. Es gab gute Gründe, weshalb alle Welt die Oberstadt als *Insel über den Wolken* bezeichnete.

Wie Klippen in einer weiß schäumenden See.

In solchen und ähnlichen verträumten Gedanken erging er sich, bis er hinter sich ein Räuspern vernahm. Widerwillig kehrte er ins Hier und Jetzt zurück.

»Sohn des Nielladoir, mein Herr. Derart gekleidet wollt Ihr Eurem Vater heute ganz sicher nicht unter die Augen treten.« Er war einmal mehr fasziniert, wie es Idina gelang, zur gleichen Zeit respektvoll, tadelnd und mütterlich zu klingen. »Und den anderen Fürstenhäusern erst recht nicht. Ihr dürft den Schicksalsmächten danken, dass Ihr mit einer Schwester gesegnet seid, die auf Euch Acht gibt.«

Erst jetzt wagte er es, sich zu seiner Amme umzudrehen. Es hatte sich bewährt, ihren mahnenden Redeschwall nicht mit Augenkontakt zu ermutigen. »Idina, Tochter der Fiona, welch eine Freude.«

Ihre strenge Miene bekam kurz säuerliche Risse, die sie eiligst weglächelte. Bis heute verstand er nicht, weshalb sie auf die Nennung ihres vollen Namens so reagierte. »Glaubt nicht, mich mit Schmeicheleien milder zu stimmen. Diese sind genauso fehl am Platze wie das da.« Sie deutete einmal von Kopf bis Fuß. »Beides taugt vielleicht dazu, den hübschen Dingern auf dem Markt den Kopf zu verdrehen, aber damit ist ab morgen ohnehin Schluss.«

Morgen? »Was soll denn da anders sein?«

Statt eine Antwort zu geben, zog die Amme ihn vor den Ankleidespiegel. Mit geübten Handgriffen half sie ihm aus dem Überrock. »Ihr erhaltet heute Nacht Euren Namen, mein Herr. Jedes Mal, wenn Ihr ihn nennt, wird er Eure Aufmachung als Mummenschanz entlarven.«

Die Ohrfeige ihrer Worte saß. Jeden anderen hätte der Sohn des Nielladoir in diesem Moment in seine Schranken verwiesen. Indes war Idina nicht jeder andere. Seit er denken konnte, war sie für ihn da gewesen. Selbst wenn sie manchmal strenger als seine Mutter sein konnte, war sie dies stets in bester Absicht. Das wusste er inzwischen. »Kommt es mir nur so vor, oder bist du heute besonders eisern?«

Traurige Augen blickten ihm durch den Spiegel entgegen und beraubten ihre schmalen Lippen aller Härte. »Ihr wisst ja, mein Herr: Jede Erkenntnis vor dem Namenstag …«

»… formt die Schicksalsfäden«, vollendete er das geflügelte Wort mit einem Seufzen. Der Kummer in ihren Augen verriet jedoch, dass sie sich ernsthaft um ihn sorgte. »Was liegt dir auf der Seele?«

»Ich würde ungern diesen einzigartigen Tag in Eurem Leben mit meinen Gedanken verdunkeln, junger Herr.«

»Du weißt, wie viel mir deine Meinung bedeutet.«

Mit einem Schnauben ließ die Amme sich vor ihm nieder und half ihm aus den Schuhen. Erst als sie sich daran

machte, die Beinlinge vom Wams zu lösen, beendete sie ihr Schweigen. »Ich weiß, Ihr handelt aus bester Absicht, mein Herr. Ihr begegnet selbst dem niedersten Stand mit ausgewählter Höflichkeit und Ehrerbietung. Indes es ist wie mit der Kleidung, die Ihr tragt: Ihr bemüht Euch, mehr wie wir zu sein, um uns den Unterschied vergessen zu lassen, nur …« Rabiater als nötig zog sie an einem Knoten und riss das Nestelband ab. Ein geflüsterter Fluch entkam ihr.

»Nur …?«

Missbilligend blickte Idina kurz zu ihm auf, bevor sie sich wieder ans Werk machte. »Ihr glaubt, mit einem großen Herzen alles überwinden zu können. Aber es ist nur eine Illusion.«

»Die ›hübschen Dinger auf dem Markt‹ sehen das anders«, meinte er schmunzelnd. Nicht selten erntete er ein bezauberndes Lächeln und aufreizende Lidschläge, die alle Standesgrenzen vergessen ließen.

»Selbstverständlich sehen sie das anders.« Stöhnend erhob Idina sich und machte sich an seinem Wams zu schaffen. »Das, was Ihr für Schlichtheit haltet, befeuert ihre Hoffnung, dass Ihr auch in niederen Gefilden eine Braut wählen könntet. Glaubt Ihr, das wird morgen immer noch so sein, wenn Ihr den Vierklang Eures fürstlichen Namens nennt?«

Mummenschanz, schoss es ihm durch den Kopf. Seine Amme hatte eine Wahrheit benannt, vor der er stets die Augen verschloss. Heute Nacht würde uralte Magie aus seinen Schicksalsfäden einen Namen weben, und ein jeder würde bei seinem Klang wissen, dass er unumstößlich der Spross einer Fürstenfamilie war – zu Höherem bestimmt.

Ohne Frage eine Erkenntnis, die ihm bitter schmeckte. Dass er nicht viel von Ständen und deren Privilegien hielt, war kein Geheimnis. Weshalb sorgte sich seine Amme ausgerechnet heute deswegen so sehr? »Was übersehe ich, Idina?«

Sie ließ von der Schnürung seines Wamses ab und trat einen Schritt zurück, um ihm in die Augen zu blicken. »Auch wenn Ihr kein Namensweber seid, mein Herr, so seid

Ihr dennoch der Spross einer Weberfamilie. So sehr Euch auch ehrt, was Euch antreibt, so wenig kann ich gutheißen, wie gefährlich das ist. Im falschen Moment werden Euch die anderen Häuser das als Schwäche auslegen und Euch wie Wölfe zerreißen.«

Ein Schnauben entwich ihm, und er wollte schon leichtfertig abwinken. Indes lag etwas in ihrer beharrlichen Musterung, das ihn davon abhielt. Nur, weil er sich nicht für die Machtspiele des Adels interessierte, hieß dies wohl kaum, dass es sie nicht gab. »Eine schlichte Gewandung wäre heute Abend wohl unangemessen«, lenkte er schweren Herzens ein.

»Weniger als das feinste Brokat oder Seide wäre ein Affront gegen Euren Namensgeber und ein Zeichen der Schwäche für alle adligen Gäste«, bestätigte seine Amme. Sie entließ ihn aus ihrer Aufmerksamkeit und ging zu der Truhe mit den Prachtgewändern. »Rasch jetzt, junger Herr. Euer Vater wartet bereits auf Euch, und wie Ihr wisst, ist er nicht der geduldigste Mensch auf Erden.«

Der Sohn des Nielladoir eilte die Flure des Stadtschlosses entlang. Holzvertäfelte Wände, mit prächtigen Schnitzarbeiten verziert, flogen an ihm ebenso vorbei wie die marmornen Säulen. Die goldgefassten Kristalle der magischen Laternen an der Wand schrien jedem Besucher den Reichtum seiner Familie entgegen. Ein Tagelöhner hätte vom Preis einer einzigen seinen ganzen Haushalt ernähren können. Zusammen mit den gemusterten Fliesen widerte ihn diese Zurschaustellung des Standesunterschieds einfach nur an.

In Anbetracht dessen fühlte er sich noch mehr wie ein ausgestopfter Pfau. Dass ein jeder Diener auf seinem Weg ihn unterwürfiger als sonst mit »Gnädiger Herr« begrüßte, half nicht gerade. Die üppig verzierten Stoffe mit ihren lächerlichen Faltenwürfen drückten ihn nieder und raubten ihm die Luft zum Atmen. Zudem hatte Idina darauf bestanden, dass er einen *Zottechter Hut* trug. Mit der wippenden

Feder daran kam er sich wie ein eitler Geck vor. *Wie halten das die anderen nur jeden Tag aus?*

Als er schließlich zu den Amtsgemächern seines Vaters kam, fand er den prunkvollen Vorraum für die wartenden Gäste verlassen und die Tür zum Empfangszimmer einen Spalt offen vor.

Mutters Stimme drang gedämpft an Rounachs Ohr. »… ist nicht nur ein Schlag ins Gesicht. Ich mache mir Sorgen, was sie bedeuten könnte.«

»Diese Absage ist nur Getöse, Selenmeyra«, entgegnete sein Vater. »Sie werden es nicht wagen, niemanden zur Namenswebung unseres Sohnes zu entsenden. Sie wollen nur ausloten, wie wir auf die Ankündigung eines Affronts reagieren.«

Stille kroch durch in den Vorraum – so makellos, dass er fürchtete, bemerkt worden zu sein. Angespannt hielt er den Atem an.

»Dies ist schon die dritte, Nielladoir – alle heute. Da geht etwas vor sich. Behaupte nicht, dass du das nicht siehst.«

Eis klimperte in ein Glas, dann ein verräterisches Plätschern. Wenn Vater so früh trank, musste es schlimm stehen. »Such deine Eltern auf, Liebste. Versuche herauszufinden, was es damit auf sich hat.«

»Du weißt, dass ich dort nicht gern gesehen bin.« Seine Mutter klang mit einem Mal matt und resigniert. Kein Wunder. Das Haus der Sieben Quellen, dessen Tochter sie war, wäre beinahe an der Hochzeit seiner Eltern zerbrochen.

»Solltest du tatsächlich einer echten Gefahr gegenüberstehen, würden sie nicht wegschauen«, behauptete sein Vater.

»Du hattest schon immer eine höhere Meinung von meiner Familie als ich. Nun denn …« Das Rascheln von Stoff näherte sich der angelehnten Tür, und er wich, so lautlos es ging, in den Flur zurück.

Die dahineilenden Schritte seiner Mutter folgten ihm, bis sie in persona hinaustrat. Ein kurzer Anflug harmloser Überraschung vertrieb die Sorgenfalten von ihrer Stirn, um dann

einem strahlenden Lächeln Platz zu machen. So wie sie vor ihm stand, gertenschlank, mit geradem Rücken, erhobenem Kinn und scharf geschnittenen Gesichtszügen war sie ein Abbild aristokratischer Noblesse. »Du siehst ganz entzückend aus.« Ihre Hand geisterte von seinem Hut über seine Brust und den Stoff seiner Ärmel. »Damit kann das heute nur ein großartiger Tag werden.« Indes verdarb Sorge das Glitzern ihrer graublauen Augen und die Wirkung ihrer Worte.

Sie so zu sehen, schnitt in sein Herz. Nun wagte er erst recht nicht, Fragen der falschen Art zu stellen. »Wenn das nicht hilft, hilft nichts«, entgegnete er und vollzog eine vollendete höfische Verbeugung.

»Mein Junge ist erwachsen geworden.« Tatsächlich schien die unsichtbare Last auf ihren Schultern ein wenig leichter zu werden. »Jetzt muss ich fort. Husch, husch, dein Vater erwartet dich längst.«

Mit diesen Worten und einer letzten wohlwollenden Musterung von Kopf bis Fuß umrundete seine Mutter ihn und schritt davon.

Unwohl rückte er den Kragen seines Wamses zurecht und tat, wie ihm geheißen. Im Empfangszimmer fand er alles so vor, wie er es kannte. Vaters hochgewachsene Gestalt stand fest verwurzelt hinter jenem Tisch, auf dem er seine Korrespondenzen und Verträge regelte. Auf seiner verschwenderisch verzierten Schaube verliefen einem komplexen Muster folgend Goldfäden auf nachtblauem Grund. Dieser so gestaltete Langmantel wies ihn als Namensweber ihres Hauses aus. Dagegen wirkte das aufgestickte Wappen der Schwarzen Rose unter der Fürstenkrone nahezu bescheiden.

»Sohn.« Nur das, wie immer. Ja, alles hätte wie immer wirken können, wenn nicht dieses verflixte Glas mit dem sonnengelben Likör achtlos auf einem Schriftstück gestanden hätte. »Hat dich deine Schwester doch noch zur Vernunft gebracht.«

»Eigentlich war es Idina, Vater.«

Bei der Erwähnung ihres Namens teilte kurz ein Lächeln den angegrauten Bart des Fürsten. »Auf sie ist immer Verlass.

Setz dich. Es gibt Angelegenheiten, die bespricht man nicht im Stehen.«

Das war in der Tat neu. Wortlos befolgte er den Befehl seines Vaters und wortlos holte dieser ein weiteres Glas aus dem Kabinettschrank. Bedächtig füllte er es mit Eis und goss ein – mehr als es die Höflichkeit gebot. Stumm schob er den Trunk über den Tisch und nickte seinem Sohn zu.

Der rührte sich nicht. *Stellt er mich gerade auf die Probe?* »Hast du mich nicht gelehrt, dass alles Ding seine rechte Zeit hat?«

Ein kurzer trockener Laut entstieg der Kehle des Fürsten, der ein Lachen hätte sein können. »Heute ist der Tag, an dem dein Name gewoben wird. Damit wirst du untrennbar mit deinem Schicksal verbunden. Ich wüsste keine bessere Zeit.« Wie um seine Worte zu bekräftigen, griff er selbst nach dem Glas und erhob es. »Auf dich, mein Sohn.«

All dies hätte ein schöner familiärer Moment sein können, allerdings zitterte seines Vaters sonst so feste Hand leicht. Eis klirrte. Er wirkte so angespannt wie eine Bogensehne, die zu zerreißen drohte.

Vollends verunsichert nahm der Sohn des Nielladoir sein Glas und hob es ebenfalls. Er sprach die Worte, die von ihm erwartet wurden: »Auf eine Zukunft, die unserem Haus zur Ehre gereicht.«

Ein seltenes Wunder geschah: Ein wahrhaftiges Lächeln entspannte kurz die sonst so harten Züge des Fürsten. »Hört, hört.« Damit tranken sie.

Die kühle Flüssigkeit umschmeichelte mit milder Pfirsichnote seine Zunge, brannte aber in der Kehle wie Feuer. Ohne Zweifel hatte sein Vater eine richtig gute Flasche öffnen lassen. Alles nur, um seinen nicht sehr geschätzten Sohn zu ehren?

Beinahe hätte er daran geglaubt, wenn nicht der Fürst entgegen seiner eigenen Worte stehen geblieben wäre und sich dem Fenster hinter sich zugewandt hätte.

Ein unwohles Schweigen machte sich breit, in welches das geraunte Gespräch seiner Eltern kroch, das er zuvor

belauscht hatte. Hin und wieder klirrte Eis, wenn sich ein Glas neigte.

»Ich glaube, ich habe einen schweren Fehler begangen.« Wenn auch bedachtsam ausgesprochen, schlug der Satz des Fürsten mit Blitz und Donner zwischen ihnen ein. Nie zuvor hatte er Zweifel an auch nur einer Entscheidung verlauten lassen – geschweige denn von Fehlern gesprochen.

»Sprichst du von den zunehmenden Anfeindungen durch die anderen Fürstenhäuser, Vater?«

Ein überraschter Seitenblick, ein eindrückliches Mustern und dann ein resigniertes Kopfschütteln. »Das sind nur die Wellen im Wasser. Ich spreche von dem Stein, den ich hineingeworfen habe.«

Um nicht sofort vollends dumm zu erscheinen, nippte der Sohn des Nielladoir noch einmal an seinem Likör. »Ich habe dich stets besonnen und ausgleichend taktierend erlebt, Vater.«

Der Fürst schnaubte – nach einem Schnalzen der Zunge die zweithöchste Form seiner Missbilligung. »Das liegt vor allem daran, dass du nicht weißt, wie das Spiel funktioniert. Was ich meine …« Seine Stimme und sein Blick verloren sich irgendwo in der Ferne. Irgendwann kippte er den restlichen Inhalt seines Glases in einem Zug die Kehle hinunter und stellte es beiseite. Mit beiden Fäusten auf dem Tisch beugte er sich zu seinem Sohn herüber und überragte ihn dabei wie eine finstere Klippe in stürmischer See. »Nein, es ist zu früh. Einen Tag zu früh, um genau zu sein. Höre mir zu, Sohn des Nielladoir und der Selenmeyra.« Unweigerlich straffte er den Rücken. »Heute Nacht wird der Namensweber Alaisadair vom Haus der Rubinklippe die Schicksalsfäden betrachten, die deine Zukunft formen. Jeden kleinen Makel, den er dort findet, wird er gegen uns verwenden. Ich erlasse als dein Fürst und flehe als dein Vater: Schlag dir endlich deine Flausen aus dem Kopf. Du kannst nicht länger so tun, als wäre Aristokratie etwas, das dich nichts anginge. Auch wenn deine Schwester die nächste Weberin des Hauses

wird, so hast du ihr und deiner Mutter gegenüber eine Verantwortung zu tragen.«

Dabei hätte dies beinahe ein schöner Moment werden können. Bittere Enttäuschung überdeckte den Geschmack des Likörs auf seiner Zunge. »Ja, hochverehrter Vater.«

»O nein, heute nicht!« Die Faust des Fürsten fuhr auf das Mahagoniholz hernieder und donnerte wie ein Paukenschlag. Er verlor sonst nie die Fassung. »Was du jetzt nicht in dein Herz lässt, was du bis zur Zeremonie nicht verinnerlichst, ist wie eine Kerbe, die du in die Rinde deines Lebensbaumes schlägst. Sie wird mit jedem Jahr größer und hässlicher. Also nimm endlich den Kopf aus den Wolken und trag einmal im Leben die Pflicht jenes Mannes, als der du geboren wurdest!«

Eine ebenso vertraute wie verabscheute Kälte kroch dem Sohn Nielladoirs in die Adern. Sie fraß den aufkeimenden Groll der Ernüchterung und das letzte bisschen Liebe. Steif erhob er sich. »Wenn das Eure Order ist, mein Fürst, dann sollte ich keine Zeit verschwenden, nicht wahr? Ich werde in meine Gemächer zurückkehren und an meinem Charakter arbeiten.«

Ein brodelndes Schweigen unter zornumwölkten Augenbrauen kam zur Antwort und folgte ihm auf dem Weg nach draußen.

NAMENSWEBUNG

Die Nacht war längst hereingebrochen und hatte die *Insel über den Wolken* in ihre finstere Umarmung geschlossen. Die Oberstadt selbst jedoch trotzte der Dunkelheit zu dieser Stunde mit aller Kraft. Fackeln säumten die Wege, Kerzen brannten hinter Fensterscheiben, und hier und da hingen sogar kristalline magische Laternen an den Giebeln der mehrstöckigen steinernen Kaufmannshäuser.

Wann immer der Spross eines Adelshauses über das Kopfsteinpflaster zu seiner Namenswebung schritt, herrschte Trubel auf den Straßen. Die wohlhabenden Bürger der Oberstadt hatten ihre besten Kleider angelegt, plauderten, gafften und staunten. Gelegentlich fanden sich sogar Musikanten, die fröhliche Weisen spielten.

All diese ausgelassene Heiterkeit erreichte den Sohn des Nielladoirs nicht, obwohl er der Anlass all dessen war. Zu sehr haftete der Streit mit seinem Vater an seinen Gedanken. Also stolzierte er wie ein dressiertes Pferd, flankiert von seinen Eltern und gefolgt von seiner Schwester durch das Gedränge. Vor ihnen teilte die Ehrfurcht die Menschenmenge wie der Bug das Wasser und hinter ihnen strömte sie schaulustig wieder zusammen. Die Wachen des Hauses, die in einem gewissen Abstand folgten, hatten es ungleich schwerer, nicht den Anschluss zu verlieren.

Allmählich schmerzte sein Hals, so angestrengt versuchte er, nicht zum Fürsten der Schwarzen Rose zu sehen. Selbst Mutters Anblick wühlte ihn auf, wenn auch aus Mitleid. Sie ertrug den neusten Zwist in der Familie – ausgerechnet an diesem Tag – nur mit aller einstudierter Würde.

Endlich teilten sich die Häuserfronten und gaben die Sicht frei auf den Großen Platz. Wie nahezu alles in der Oberstadt lag auch er am Hang des Hügels, und sein höchster Punkt wurde von der Basilika des Schicksals gekrönt. Sie drängte

mit ihren hochstrebenden Wänden und der Kuppel am Ende gegen den Himmel wie ein kleiner Berg.

Der Sohn des Nielladoir war nicht der Einzige, den es dorthin zog. Alle Familien, deren Kinder in dieser Nacht volljährig wurden, brachten diese hierher – ganz gleich ob Adel, Bürger oder Unfreie. Sie wurden von den Schaulustigen alle mit demselben lauten Hallo begrüßt. Ein wenig Glanz der Namenswebung eines Aristokratensohns strahlte auch auf sie ab.

Wie es der Anstand gebot, reihte sich das Haus der Schwarzen Rose bei den anderen Familien ein. Vor dem Schicksal galten alle als gleich. Wenn er die Kleidung und teils Lumpen der anderen betrachtete, konnte er über den Hohn in dieser Behauptung nur den Kopf schütteln.

In den Träumen seiner Kindheit war die Basilika stets ein gewaltiges Monster gewesen, in dessen Rachen alle wie die Opferlämmer hineingeführt wurden. Die Treppe davor mutete dabei wie eine Zunge an, die aus dem Tor herausquoll. Ohne Frage ein Resultat der strengen Erziehung seiner Eltern – und von Idina. Die Drohung, ein nicht folgsamer Junge wie er würde am Ende einen scheußlichen Namen erhalten, trieb wohl jedes Kind um. Nun indessen fand er hinter dem Tor des massiven Prachtbaus keinen dunklen Rachen, sondern ein hell erleuchtetes Inneres vor. Ein unwohles Gefühl blieb dennoch, als er die Schwelle überschritt.

Es wurde auch nicht besser, als sie durch den Gang in Richtung des Ritualsteins gingen. Unter dem Gewölbe des Hauptschiffs, das von massiven Säulen getragen wurde, fühlte er sich heute klein und verloren. Unentwegt hallten ihm die aufgebrachten Ermahnungen seines Vaters in den Ohren.

Eine Kerbe im Lebensbaum, die mit jedem Jahr größer und hässlicher wird.

Was, wenn sein Vater recht hatte? Wenn sein Sohn einfach nicht genügte? Oder mit seinen Vorstellungen, wie sich der Adel gegenüber den Gewöhnlichen verhalten sollte,

einen falschen Pfad beschritten hatte? Der Name, den er heute erhalten würde, erschien ihm mit einem Mal wie ein Richtspruch, den das Schicksal über ihn fällen würde.

Die anderen hingegen, die zu ihrer Namenswebung kamen, wirkten wie Kinder zum Neujahrsfest. Eine freudige Anspannung schien ihnen aus den Poren zu quellen, entlud sich in ausgelassenen Scherzen und herzhaftem Lachen. Kein Wunder – ein jeder, der nicht als Kind eines Adelshauses geboren worden war, hoffte heute dasselbe: dass das Schicksal ihnen hold sein und ihnen eine gnädige Zukunft bescheinigen würde. Je huldvoller und wohlklingender der Name, umso Größeres konnte man erwarten. Der richtige Name konnte Wege ebnen und Mauern durchbrechen.

Der lebende Beweis dafür stand am Ende des zentralen Ganges, wo sich die Basilika zu einer himmelsgleichen Kuppel weitete: Feresvega.

Die Eltern des Parshurr, wie sich das Volk der Pumamenschen nannte, waren als einfache Handwerker nach *Glenbarra* gekommen. Erst bei seiner Namenswebung war die Gabe der Namensmagie in ihm offenbar geworden. Sein darauffolgender Aufstieg zum Fürsten eines Adelshauses war in der Stadt legendär.

Nun begrüßte er jeden, der heute volljährig wurde, mit einem Handschlag, freundlichen Worten und einem breiten Grinsen auf den befellten Lippen. Ein Verhalten, das unter den Webern eine Weile für Aufruhr und Naserümpfen gesorgt hatte und inzwischen stillschweigend hingenommen wurde.

»Sohn des Nielladoir, sieh dich an«, rief Feresvega und breitete die Arme aus, als wolle er ihn umarmen. »Du hast nie besser ausgesehen. Wurdest du mit Waffengewalt dazu gezwungen?«

Vater schnalzte mit der Zunge, und das entlockte seinem Sohn das erste Lächeln seit vielen Stunden. »Fürst Feresvega, Sohn des Neshebar, Fürst des Hauses des Löwen.« Angemessen ehrerbietig verbeugte er sich. »Ich tat es aus freien Stücken, um jene nicht zu beschämen, die ich liebe.«

»Das ist der beste Grund von allen«, behauptete der Pumamann, klopfte ihm auf die Schulter und schüttelte seine Hand. Dann wandte er sich dem nächsten Aspiranten in der Reihe zu.

»Ungehobelter Kerl«, flüsterte Vater, kaum dass sie außer Hörweite waren. *Fühlt er sich in seiner Ehre gekränkt, weil der Parshurr ihm keine Beachtung geschenkt hat?*

»Sei nachsichtig mit ihm, er entstammt niederem Elternhause«, suchte Mutter ihn zu besänftigen.

»Ihr solltet nicht schlecht über jene reden, die uns heute die Ehre erweisen«, brachte der Sohn des Nielladoirs zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Mit einer ausladenden Geste umfasste er die Logen, welche den zehn großen Häusern vorbehalten waren und die den Stein des Schicksals im Halbkreis säumten. Vier von ihnen waren mit dunklen Schleiern verhangen.

»Sie sind nicht gekommen«, hauchte seine Mutter. Die Angst in ihrer Stimme machte ihn hellhörig. Weshalb beunruhigte sie etwas derart, das schlimmstenfalls eine grobe Unhöflichkeit darstellte?

»Das wagen sie nicht«, widersprach der Fürst. Sein Groll war beängstigend. Er ergriff den Arm seiner Frau und zog sie mit sich, um sich in einem geflüsterten Gespräch zu verlieren. Offiziell konnten die Schleier auch bedeuten, dass die Familie ungestört bleiben wollte. Bei der Namenswebung eines Aristokraten hingegen war dies höchst ungewöhnlich.

Hilfesuchend wandte sich der Sohn des Nielladoir seiner Schwester zu. »Was hat das zu bedeuten?«

Ihre Blicke versuchten voller Konzentration, den Stoff vor den Logen zu durchdringen. »Wenn Vaters Vermutung stimmt? Dann sitzen die vier Häuser hinter dem Schleier und erheben ihr Glas auf eine öffentliche Bloßstellung der Schwarzen Rose.« Dies kam nachdenklich über ihre Lippen.

»Und wenn sich Mutters Worte bewahrheiten?«

Die Tochter der Selenmeyra verlor sich in schweigsamem Grübeln. So, wie sie alle Anwesenden musterte, hatte ihr Bruder sie noch nie erlebt – hochkonzentriert und todernst.

Sie würde eines Tages eine hervorragende Fürstin abgeben. »Eine Drohung«, sagte sie schließlich. »Das oder eine Kriegserklärung.«

Ein unwohler Schauder lief seinen Rücken hinab. »Du übertreibst.« Die Unsicherheit in seinem Auflachen strafte ihn Lügen.

»Meinst du? Sieh.« Mit einem Nicken deutete sie in Vaters Richtung, der gerade die Wachen des Hauses herbeiwinkte. Ein kurzes Tuscheln, dann bezogen sie um ihre Familie herum Stellung.

Schlagartig wurde ihm kalt. Jede Loge war durch Verzauberungen der *Physiomanten* abgeschirmt. Diese Gilde beherrschte die einzige andere bekannte Form der Magie, die sie sehr kreativ und wirkungsvoll an Gegenstände binden konnte. Dadurch war ein Attentat auf von ihnen geschützte Räume so gut wie unmöglich. Heute dagegen blieb dem Haus der Schwarzen Rose diese Sicherheit verwehrt. Das Protokoll gebot jeder Familie, ungeachtet des Ranges, vor den Schicksalsstein zu treten. Am Tag der Namenswebung waren vor dem Schicksal alle gleich.

Die Zeit bis Mitternacht floss zäh dahin wie warmes Pech. Sein Vater mühte sich, unerschütterliche Gefasstheit zu verbreiten, indessen verriet ihn seine Hand. Sie suchte immer wieder einen unter dem Mantel verborgenen Dolch, als wolle sie sich den kürzesten Weg dahin einprägen. Nichts hätte seinen Sohn mehr beunruhigen können. Diese Klinge dürfte es gar nicht geben.

Unweigerlich zuckte der Sohn des Nielladoir zusammen, als ein schweres Wummern von Holz auf Stein ertönte. Der Namensweber Alaisadair war in der Loge des Hauses der Rubinklippe erschienen, den mannshohen Zeremonienstab fest in der Hand. Die ungezählten Gespräche schwanden zu einem Murmeln. Erneut stieß er den Stab kraftvoll auf den Boden, und auch das letzte Geraune erstarb. Mit dem dritten Stoß trat er schließlich hervor.

Er war eine in jeder Hinsicht beeindruckende Erscheinung. Sein ellenlanger weißer Bart floss über die nachtblaue Robe mit den goldenen Stickereien und verdeckte dabei halb das Wappen seines Hauses.

In dem Moment, als der Saum der Schaube den Stein des Schicksals berührte, der im Boden eingelassen war, begannen die goldenen Linien auf dem Stoff des Ritualmantels zu leuchten. Das Licht griff auf das komplex verwobene Muster des kreisrunden Artefakts über, tastete sich Schritt für Schritt in alle Richtungen vor, bis das gesamte Ornament in goldenem Schein erstrahlte. Ein ehrfürchtiges Raunen brandete durch alle Besucher der Basilika.

Würdevoll trat der Namensweber in das Zentrum. Die von unten emporsteigende Helligkeit verlieh seinem hageren Gesicht etwas Übernatürliches. »Bewohner *Glenbarras* und der umliegenden Lande! Ein jeder von euch, der schon die Volljährigkeit erreicht hat, kennt die uralte Magie, deren Zeuge wir heute Nacht sein werden. Euer Schicksal wurde euch offenbart und mit eurem Namen besiegelt.«

Der tiefe Bass des altersgrauen Fürsten drang lauter durch die Gewölbe der Basilika, als es natürlich war. Aber er hätte genauso gut flüstern können – jedermann hing andächtig schweigend an seinen Lippen. Mit einer ausgreifenden Geste seiner freien Hand deutete er auf die ersten Reihen, die den Familien der Aspiranten vorbehalten waren. »Doch jene von euch, die heute die Schwelle zum Erwachsensein überschreiten, wissen nicht, was sie erwartet. Wer die Fäden des Schicksals noch nicht mit eigenen Augen erblickt hat, ahnt nur seine erhabene Allmacht. Und dennoch …« Sein knochiger Finger schoss empor. »… habt ihr euch einundzwanzig Jahre lang auf diesen alles entscheidenden Moment in eurem Leben vorbereitet. Ihr habt euer Wissen gemehrt, an euren Fertigkeiten gefeilt und euren Charakter geformt. Denn ihr wusstet, dass dies die Wurzeln sind, aus denen euer Lebensbaum Kraft und Vitalität ziehen wird. Jeder Makel, so gut ihr ihn auch vor Menschen verborgen gehalten habt, wird heute offenbar. Jede gerechte Tat hingegen, jeder Akt

der Gnade und der Mildtätigkeit wird ab heute eine Zierde auf eurem Haupt sein, selbst wenn keine sterbliche Seele je davon erfahren hat.«

Der Sohn von Nielladoir hatte derartige Reden schon allzu oft aus der Loge mitanhören müssen. Während weitere salbungsvolle Worte über ihn hinwegspülten, wandte er seine Aufmerksamkeit den Menschen um sich herum zu. Hier und da sah er traurige Mienen, resigniertes Kopfschütteln oder mahlende Kiefer. Der Großteil jedoch wirkte guter Dinge, ja manche sogar euphorisch. Er hoffte das Beste für sie alle.

Eine hastige Bewegung zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine der Wachen hatte die Hand an den Griff seines Schwertes gelegt und stierte einen Mann in den mittleren Jahren an. Dessen Hand kehrte aus dem Ärmel seiner Schecke zurück, die zitternd ein Schnupftuch emporhielt. Wenn das so weiterging, gab es auch ohne Mordversuche ein Unglück.

»Tochter der Beltaine, tritt vor«, erklang Alaisadairs Stimme mit einer Herrschaftsgewalt, die einschüchterte. Das arme Ding – in einfache Leinen gekleidet, mager und mit schwieligen Händen, kam mit großen Augen näher. »Berühre den Stein des Schicksals.«

Pflichtbewusst lächelnd floh sie sich in einen Knicks, bevor sie auf die Knie sank und die Finger auf den Rand des glühenden Musters legte. Unmittelbar versteifte sich ihr Körper, und die Linien unter ihren Fingern begannen strahlend hell zu leuchten. Wie ein Blitz fuhr das Gleißen durch das verästelte und verwobene Muster hin zum Fürsten in der Mitte – und verband die beiden so miteinander.

Die Augenhöhlen des alten Mannes begannen im selben Schimmer zu glühen. Er wandte den Kopf hierhin und dorthin, sah wohl Dinge, die nur ein Namensweber sehen konnte. Schließlich nickte er zufrieden. »Dein Weg ist vorgezeichnet, und er ist ein guter Weg. Man wird sich auf dich verlassen und auf dich stützen können. Ich webe aus den

Fäden, die dein Leben bestimmen werden, den Namen Aleyna.«

Mit dem unteren Ende des Ritualstabes pflückte der Alte mit bedächtigen Bewegungen drei der Striche aus dem Muster, die sich daraufhin violett changierend in die Luft erhoben. Sie zuckten und wanden sich, formten die drei Lautsilben und schossen dann auf die Hand der Benannten hinab. Dort sanken sie in die Haut ein, gleißten kurz auf und verblassten. Ein Wandel kam über die Knieende: Ihre demütig gebeugte Gestalt straffte sich, und sie hob ihr Haupt zu Alaisadair. »Habt dank, Eure Hoheit.« Die Verbindung zwischen ihnen riss ab, als sie sich lächelnd erhob.

Die Nächste wurde aufgerufen, und so ging es in einem fort. Mit jedem Aufruf wuchs die Anspannung im Sohn des Nielladoir, wusste er doch, dass er als Letztes an die Reihe kommen würde. Der Adel wahrte die Höflichkeit.

Zwei Namen, die Armut versprachen, brachen zwei Herzen. Der Sohn eines Mörders jauchzte vor Freude, als er einen ehrenhaften Namen erhielt. Ein weiterer Anwärter empfing einen Dreiklang, der die Tore der Oberstadt für ihn öffnen würde, und konnte sein Glück kaum fassen. Zwei rechtschaffene Schicksale später blieb niemand mehr übrig.

»Sohn des Nielladoir vom Haus der Schwarzen Rose, tritt vor.« Alaisadairs Worte dröhnten geradezu in seinen Ohren. Mit wild pochendem Herzen kam er der Anweisung nach. »Berühre den Stein des Schicksals.«

Ein tiefer Atemzug, ein Kniefall und ein beherzter Griff nach dem leuchtenden Muster.

Der Sohn Nielladoirs fand sich in einem leuchtenden Gang wieder. Wände und Boden erstrahlten in gleißendem Licht, darüber konnte er nur schwach den Sternenhimmel erahnen. Ein Blick über die Schulter offenbarte eine Mauer aus undurchdringlicher Dunkelheit.

Da es nur einen Weg gab, schritt er vorwärts und fand alsbald, dass der leuchtende Gang sich gabelte. Kurzentschlossen

wählte er den rechten Weg und kam nach wenigen Schritten an eine Kreuzung.

Ich bin im Muster. Ehrfurcht durchströmte ihn.

Neben ihm regte sich etwas, und er wirbelte herum. Im Leuchten der Mauer verbarg sich etwas. Ein Schemen nur, überdeckt von zu viel Licht. Der Sohn des Nielladoir kniff seine Augenlider zusammen, hob abschirmend die Hände und erstarrte in Staunen.

Er sah sich, in einem Klingenduell mit diesem vorlauten Burschen vom Haus der Silberblüte. Nur war dieser inzwischen ein gestandener Mann. Indes vermochte er nicht zu sagen, wer die Oberhand hatte. Die Bilder wirkten verschwommen, irgendwie … mehrdeutig, als würden sich verschiedene Variationen überlagern.

Ehrfürchtig drehte er sich zu der gegenüberliegenden Wand um. Sein Vater, zornentbrannt, stritt sich mit ihm, seinem Sohn. Ein Blinzeln später wirkte der Fürst besonnener, einen weiteren Lidschlag geradezu freudig. Plötzlich war da wieder nur Streit.

Das ist nicht nur das Muster. Dies sind die Schicksalsfäden.

Kälte kroch ihm in die Glieder, und der Atem vor seinem Mund schlug auf einmal Nebel. Auch die Intensität des Lichtes nahm ab, schwand zu einem matten Glimmen. Dunkle Schleier, wie Tinte in Wasser, krochen durch die Wände.

Panisch bemerkte er, dass sein Streit mit Vater jetzt einen Dolch in dessen Brust zeigte. Der Sohn des Nielladoir wirbelte herum und musste mit ansehen, wie sein eigenes Abbild von diesem selbstgefälligen Kerl entwaffnet und niedergestreckt wurde.

»Was ist das für eine Abscheulichkeit?«, donnerte eine Stimme betäubend laut durch die Gänge des Labyrinths. Eine unsichtbare Hand packte ihn, zog ihn mit aberwitziger Geschwindigkeit entlang der Schicksalsfäden, um ihn dann schlagartig wieder fallen zu lassen. Seine Füße strauchelten, er stolperte und fiel.

Auch im Boden bewegten sich Bilder. Dort stand der alte Alaisadair, nicht in der rituellen Robe, sondern splitterfasernackt.

Angst verzerrte sein Gesicht zu einer zähnebleckenden Fratze. Kein Wunder, lag doch die Schneide eines Schwertes an seinem Hals. Ein Schwert, dessen Heft in der Hand des Sohnes des Nielladoir ruhte.

Kopfschüttelnd blinzelte er, aber das Bild blieb, wie es war. Er presste sich die Hände auf die Augen und schaute erneut hin – die schreckliche Szene verschwand nicht. Panisch versuchte er, das dunkle Abbild fortzuwischen, nur veränderte es sich keinen Deut. Das konnte nicht sein. So etwas würde er niemals tun.

»Dein Weg ist vorgezeichnet, und er führt in die Dunkelheit.« Die Worte des Namenswebers drangen aus allen Wänden des Schicksal-Labyrinths, vom Nachthimmel herab und vibrierten im Boden. »Du wirst Furcht säen und edles Blut vergießen. Ich webe aus deinen Schicksalsfäden den Namen Rounach!«

Nackte Angst trieb den Sohn des Nielladoir auf die Füße. Er rannte wie ein Wahnsinniger in die Gänge hinab, durch die Alaisadair ihn hierher gezogen hatte.

Ein Zweiklang?! Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein. Nur die Ausgestoßenen und Verdammten trugen zweisilbige Namen. Er war der Sohn eines Fürstenhauses. Sein Leben lang hatte er Gutes getan und Schlechtes unterlassen. Alaisadair musste sich irren. Es musste …

Violett leuchtende Schlangen aus Licht sanken vom Himmel herab. Der Sohn des Nielladoir kannte diesen Farbton, hatte ihn heute schon achtmal gesehen. Die Fäden des Schicksals, die seinen Namen formten. »Niemals!«, schrie er und mobilisierte alle Kräfte. Ohne Sinn und Ziel stürmte er die ermatteten Korridore entlang, bog wahllos ab, um am Ende vor der Mauer aus undurchdringlicher Schwärze zu enden. Der Rand des Steins des Schicksals. Die Wände färbten sich violett, als sich die Energie seiner Namensklänge um ihn zusammenzog. Alles war besser, als diesen Namen zu empfangen. Beherzt trat er ins Nichts.

Seine Sicht wurde weltlich, und das Erste, was er erblickte, waren violette Runen auf seinem Handrücken, die in der Haut versanken und verblassten.

Rou-nach, dachte er. Zwei Klangsilben. Schlimmer als das: Wenn man in *Glenbarra* aufwuchs, vermochte man unweigerlich die Klangfarbe von Namen zu deuten. Die seine grollte wie ein tosendes Gewitter in der Nacht. Alaisadair hatte es vorhergesagt: So hörte sich der Name eines Mörders an.

»Ich bin das nicht«, murmelte er. »Ich werde niemals Rounach sein.« Augenblicklich glommen die Silben als Schandmal in seiner Haut. Den eigenen Namen zu verleugnen aktivierte die Magie. Dies … war sein Name.

»Bei allen Schicksalsmächten, was hat das zu bedeuten?« Fürst Nielladoir vom Haus der Schwarzen Rose schwelte vor Zorn. Zu Rounachs Überraschung galt dieser nicht ihm. »Erklärt Euch auf der Stelle, Alaisadair!«

»Was gibt es da zu erklären?« Die Stimmgewalt des Namenswebers ließ die Ketten der Kronleuchter scheppern. »Zweifelst du an der Unfehlbarkeit der Schicksalsmächte?«

Der gescholtene Fürst taumelte zurück, als hätte er eine Ohrfeige erhalten. Seine vor Wut versteinerte Miene zerfloss wie warmes Wachs. Seine ganze Statur, sonst das Abbild eines unerschütterlichen Bergs, wurde von einem Beben geschüttelt und sackte einem Erdrutsch gleich in sich zusammen. »Selbstverständlich nicht«, entwich es ihm schwach.

Wie betäubt musste der Sohn des Nielladoir das erste Mal in seinem Leben mitansehen, wie sein Vater jeglichen Kampfgeist verlor. In dieser dunkelsten Stunde, in der er ihn am bittersten brauchte, zerbrach der Fürst der Schwarzen Rosen vor seinen Augen.

»Das können wir nicht hinnehmen«, brauste seine Schwester auf und packte ihren Vater bei den Schultern. »Du weißt genau …«

»Genug!«, fuhr dieser ihr mit schneidender Kälte über den Mund. »Rounach ist verloren, das weißt du ganz genau.«

Sie bewegte ihre Lippen noch kurz stumm weiter, bis sie diese fest zusammenpresste und sich mit Tränen in den Augen von ihnen abwandte. Ihre Mutter hielt sich aufrecht, auch wenn ihre Augen vor Nässe glänzten.

Drumherum gaffte das gemeine Volk. In diesem Moment kosteten sie von der kosmischen Gerechtigkeit, dass auch ein Sohn von hohem Adel fallen konnte.

Währenddessen sammelte sich sein Vater, so gut es ging. Seine Kiefer mahlten, er streckte den Rücken durch und wandte sich Rounach zu. Unter sichtbarer Kraftanstrengung hob er das Haupt und sah ihm in die Augen. »Komm, mein Sohn, wir gehen heim.«

AUSGESTOSSENER IM EIGENEN HAUS

Das Klappern von Besteck und hin und wieder ein Räuspern waren die einzigen Geräusche, die man am nächsten Morgen im Speisesaal des Hauses vernehmen konnte. Die Familie war geradezu verbissen auf das Morgenmahl auf ihren Tellern konzentriert. Nur gelegentliche verschämte Blicke verrieten, dass sie Kenntnis voneinander nahmen. Die Diener, denen die sonderbare Stimmung ihrer Herren nicht entging, huschten heute mit geisterhafter Behutsamkeit dahin, um neues Essen aufzutragen und leeres Geschirr abzuräumen.

Sein Vater trug eine Maske aus eiserner Erhabenheit, gleichwohl zeigten seine Augen, matt und traurig, wie es um ihn bestellt war. Die seiner Mutter dagegen sprachen allzu offen davon, dass sie die ganze Nacht geweint haben musste. Ihr Haar, sonst stets makellos, wirkte seltsam derangiert. Und Rounachs Schwester? So wie heute hatte er sie noch nie gesehen. Zorn zerfurchte ihr sonst so fröhliches Gesicht, und sie schien zu versuchen, Löcher in den Tisch zu starren.

Einem Diener glitt eine Gabel aus der Hand, die scheppernd auf dem Boden landete. Ein jeder bei Tisch zuckte zusammen.

»Das ist unserer unwürdig«, befand der Fürst und schob seinen Teller entschlossen von sich. »In der langen und ehrvollen Geschichte unseres Hauses hat es keine Lage gegeben, der wir nicht Herr geworden wären. Wir haben den großen Stadtbrand im vorletzten Jahrhundert überdauert und den Bauernaufstand vor sieben Dekaden. Andere Blutslinien sind dabei zugrunde gegangen.« Mit einem Lächeln, das an ihm sonderbar fremd anmutete, ergriff er die Hand seiner Frau. »Ja, wir haben sogar eine Liebeshochzeit überstanden, die zwei Häuser in ihren Grundfesten erschüttert hat. Da

geziemt es sich nicht, sich vor dieser Herausforderung wegzuducken wie ein scheues Reh.«

Bei den letzten Worten wandte er sich seinem Sohn zu und sah ihm fest in die Augen. »Rounach, mein Kind. Dein Name kommt mir nur schwer über die Lippen, und dennoch ist es nun einmal der deine. Wisse, dass ich dir keine Vorhaltungen mache. Bis zu dem Tag, an dem sich dein Schicksal erfüllen wird, hast du dir nichts vorzuwerfen.«

Sprachlos musste Rounach sich zwingen, nicht mit offenem Mund zu gaffen. In allen Varianten von Gesprächen mit seinem Vater, die er in den schlaflosen Stunden der Nacht durchgespielt hatte, war dieser Einstieg nicht vorgekommen. »Ich danke dir, Vater.«

Seufzend beugte sich seine Mutter über die Tafel und legte stumm eine Hand auf die seine. Die seiner Schwester gesellte sich augenblicklich dazu.

Eine Last, schwer wie ein Mühlstein, fiel von Rounachs Schultern. Die wahnsinnig machende Angst, mit einem Schlag allen Halt in dieser Welt zu verlieren, wich auf Armeslänge von ihm.

Lange währte dieser schöne Moment nicht, denn der Fürst fragte: »Hast du dir schon Gedanken gemacht, was du nun mit deinem Leben anfangen wirst?«

Das traf ihn vollkommen unvorbereitet. »Was meinst du?«

Ein ungnädiges Schnauben seines Vaters später war wieder alles wie immer zwischen ihnen. Wie so oft schritt seine Mutter besänftigend ein. »Nielladoir, versetz dich in seine Lage. Seine Welt wurde heute Nacht in Trümmer geschlagen. Erwartest du tatsächlich, dass er sie in Gedanken schon wieder geleimt hat?«

Mit zusammengezogenen Brauen massierte sein Vater sich den Nasenrücken. »Du musst dir bewusst machen, wie tiefgreifend der Wandel ist, den dein Name mit sich bringt, Rounach. Dein großer Traum, mit geschickter Planung und großen Bauvorhaben das Leben der Menschen in der Unterstadt zu verbessern, wird ein Traum bleiben. Kein Adliger in dieser Stadt wird dir noch Gelder für

Mildtätigkeit anvertrauen. Die Handwerksgilden werden sich weigern, für dich zu arbeiten. Selbst ob die Menschen deine Hilfe überhaupt noch annehmen wollen, ist fragwürdig.«

Jeder Satz glich dem Stoß eines Rammbocks, der gegen die Tore Rounachs Selbstverständnisses geschleudert wurde. Mit dem letzten brach seine Verteidigung zusammen. Sein Vater hatte selbstverständlich recht. Niemand machte freiwillig mit Ausgestoßenen und Verdammten Geschäfte. Sohn eines Aristokraten hin oder her: In dieser Welt zählte der Name, den das Schicksal für einen bereithielt.

»Ich sage es nur ungern, Rounach …«, hob seine Mutter an und brach beinahe wieder in Tränen aus. Am meisten jedoch schmerzte das Mitleid in ihrem Antlitz. »Es war angedacht, dich in eines der anderen Häuser zu verheiraten. Du hättest einen wunderbaren Ehemann an der Seite einer Namensweberin abgegeben. Deine Gabe, Menschen zusammenzubringen, hätte starke Bande knüpfen können. Aber jetzt …«

Das zog ihm endgültig den Boden unter den Füßen weg. Die »hübschen Dinger« vom Markt würden nicht mehr lächeln, wenn er sie grüßte. Selbst einfache Bürger der Stadt würden keine Ehe mit jemandem eingehen, dessen Namen »Mörder« schrie – geschweige denn jemand von edlem Geblüt.

Seine Perspektive auf eine für das Haus der Schwarzen Rose vorteilhafte Ehe war dahin. Auch gab es keine Aussicht, dass sich seine Jahre des Studiums in den Archiven bezahlt machen würden. Kurzum: Er war nutzlos.

»Wenn ich es recht bedenke, stellt dich das vor beachtliche Probleme«, gestand sein Vater ein. »Es wird Zeit brauchen, dir etwas Neues aufzubauen.«

»Mir wird schlecht, wenn ich euch so reden höre«, erboste sich seine Schwester. Sie stand derart ruckartig auf, dass ihr Stuhl kippte. »Wir haben uns ja ganz schnell mit allem abgefunden, nicht wahr?«

»Wie kannst du …«, setzte der Fürst an, allein sie achtete nicht darauf.

»Heute nicht, Vater, heute nicht. Wir sprechen von meinem Bruder. Vermute ich richtig, dass deine heutige Besprechung mit der Fürstin vom Haus der Grünen Schatten nicht stattfinden wird?«

»Nachdem sie gestern der Namenswebung Rounachs ferngeblieben ist? Selbstverständlich nicht.«

Sie nickte knapp, als hätte sie nichts anderes erwartet. »Dann fordere ich als deine Tochter und deine Erbin die so gewonnene Zeit ein. Wir haben viel zu besprechen.«

»So sprichst du nicht mit dem Oberhaupt dieses Hauses!«, donnerte der Fürst, nur schien sein Groll sie nicht zu berühren. Sie schritt erhobenen Hauptes durch den Saal, nickte dem Diener freundlich zu, der ihr die Tür aufhielt, und entschwand in den Flur.

An jedem anderen Tag hätte es Rounach genossen, seinen Vater derart verärgert zu erleben. Heute hingegen dauerte ihn dieser Streit einfach nur. Selbst wenn fünf der Adelsfamilien von *Glenbarra* gerade die Messer wetzten, konnten sie nicht Frieden halten. Etwas stand zwischen seiner Schwester und ihrem Vater, dass die beiden immer wieder aneinandergeraten ließ. Dabei konnte man sicher sein, dass sie eher nach seinen Vorstellungen geriet als sein Sohn.

Der Fürst schob das Kinn angriffslustig vor, atmete dann tief durch und klatschte zweimal in die Hände. »Wo bleibt der Tee?«

Eilfertig, um seinen Zorn nicht weiter zu schüren, hastete ein Bediensteter herbei und goss ein. Zwei Stückchen Kandis später wiederholte sich die Prozedur bei Rounachs Mutter.

Erst nach kurzem Zögern trat er auch zu ihm und füllte die Tasse. Dabei zitterte die Hand des Mannes sichtlich, und der Tee verfehlte nur mit Glück das Tischtuch. Beim Kandis misslang es ihm zweimal, ein Stückchen mit der Zange festzuhalten, und der Zucker kullerte über die Tafel.

»Ich bin über Nacht nicht bissig geworden«, scherzte Rounach, indessen machte das nervöse Lächeln des Dieners deutlich, dass diesem der Sinn nicht nach Späßen stand.

»Verzeiht, gnädiger Herr«, stammelte er und starrte irgendwo an einem Ohr des Sohnes des Nielladoirs vorbei.

»Ich denke, ich trinke meinen Tee heute ohne Zucker, danke«, bemühte sich dieser, die Situation zu retten.

»Wie Ihr wünscht, gnädiger Herr.« Schneller, als es sich geziemte, entfernte sich der arme Tropf.

Innerlich seufzte Rounach, auch wenn er ein mildes Lächeln bemühte.

»Ich werde nachher mit ihm reden«, sagte Mutter und drückte kurz seine Hand. »Das legt sich schon wieder.«

»Nichts wird sich legen, und das weißt du«, brummte Nielladoir. Sein Unbill, dass die Fürstin stets zu weich zu ihrem Sohn war, schwang deutlich genug mit. »Was mich auf eine andere unschöne Wahrheit stößt.«

Er nutzte gern bedauernde Worte, um hübsch verziert gnadenlose Angriffe einzuleiten. Gleichwohl schien der Gram in seiner Miene echt und das Ringen mit den nächsten Worten wahrhaftig zu sein. »Rounach. Heute Abend sind die Familien aller Häuser geladen, die uns gestern mit ihrer Anwesenheit geehrt haben.«

»Selbst Mutters Eltern werden kommen?«, horchte dieser auf. Das war ungewöhnlich.

»Ja, selbst das Haus der Sieben Quellen wird über seinen Schatten springen«, pflichtete die Fürstin bei.

»Steht es so schlimm?«, fragte Rounach ungläubig. Der Namenswebung eines Fürstensohns nicht beizuwohnen, war unerhört, aber wohl kaum mehr als eine Beleidigung.

Sein Vater sah ihn unverwandt an. »Was in der vergangenen Nacht geschehen ist, war nicht weniger als ein offener Angriff auf das Gleichgewicht zwischen den zehn großen Häusern. Ein geplanter und abgestimmter Angriff. Wir sind nun umso mehr auf das Wohlwollen der verbliebenen Familien angewiesen.«

»Ein Wohlwollen, das unter dem Zweiklang deines Namens leiden könnte. Wir müssen dich bitten, den heutigen Abend in deinen Gemächern zu verbringen.«

»Wir?«, erwiderte Rounach fassungslos und sah zu seiner Mutter.

Diese rang sichtlich mit den Tränen. Trotzdem sagte sie ruhig und gefasst: »Wir lieben dich ungebrochen, Rounach. Aber wir lieben auch deine Schwester und müssen das Erbe schützen, das wir ihr hinterlassen werden.«

Sein Verstand formulierte bereits eine feurige Erwiderung, sein Herz dagegen blutete aus wie ein geschächtetes Kalb. Zurück blieb nur Leere. Wenn wirklich alles so schlimm stand, wie seine Eltern vermuteten, mochten ihre Worte wahr sein. Allein seine Präsenz wäre eine Provokation. Aber Familie sollte so nicht sein. Liebe sollte über diesen Dingen stehen.

Sein Mund öffnete sich, um genau das auszusprechen, da wurde ihm eines klar: Er verlangte in seinem Schmerz zu viel. Dass Vater ihn überhaupt noch bei Tisch duldete und seinen Namen aussprach, war mehr, als er erwartet hatte.

»Wenn das so ist …« So würdevoll er vermochte, erhob er sich. »Ich beuge mich eurem Urteil, was in dieser schwierigen Lage das Beste für uns alle ist. Aber seht es mir nach, wenn ich meinen Appetit verloren habe.«

Damit verließ er den Speisesaal und betretenes Schweigen folgte ihm.

Eine unstete Wut gärte in Rounach, während er auf seinem Nachtlager liegend die kunstvoll bestickten Betthimmel anstarrte. Das fröhliche Motiv einer Waldlichtung, auf der Fuchswelpen umhertollten, schien ihn ebenso zu verspotten wie das prächtige Wetter, das auf seinem Balkon herrschte. So gut es ging, hatte er die Sonne mit den schweren Vorhängen ausgesperrt. Vor dem Idyll über seinem Haupt gab es kein Entrinnen, wenn er nicht wie ein gefangenes Tier Achten laufen wollte.

Er fühlte sich vom Schicksal selbst verraten. Seit er kein plärrendes Kind mehr war, hatte er stets nach einer Zukunft gestrebt, in der er nicht nur zum Vorteil seiner Familie, sondern zum Wohle der Bürger und selbst der Unfreien handeln würde. Jahrelang war er von den Karten und Skizzen wie besessen gewesen, aus denen sich das Mosaik der Stadt *Glenbarra* zusammensetzte. Pläne hatte er ausgearbeitet, wie das Leben in der Unterstadt besser werden könnte.

Sollten Vaters Worte sich bewahrheiten? War seine Mildtätigkeit nicht nur unnütz, sondern gefährlich? Würde er damit irgendwann den Unmut eines Fürsten auf sich ziehen? Oder öffnete er damit irgendwie eine Flanke, die im Ränkespiel der Häuser die Schwarze Rose gefährden würde? Aber so sehr er seine Phantasie auch bemühte – ihm fiel keine noch so verquere Wendung ein, die ihn am Ende zu einem Mörder machen würde.

»Du wirst edles Blut vergießen, und man wird in Furcht vor dir leben«, hallten die Worte Alaisadairs einmal mehr durch seinen Kopf.

Das passte nicht zu ihm. Was sollte …

Jemand klopfte zaghaft an die Tür seines Gesellschaftszimmers. Mürrisch raffte er sich auf und erhob sich vom Bett. Mehr schlecht als Recht sein zerknittertes Wams ordnend verließ Rounach das Schlafzimmer und schlurfte durch den Salon. Es klopfte erneut, diesmal mit mehr Nachdruck. »Bist du da drin, kleiner Bruder, oder bist du schon getürmt?«

Unweigerlich huschte ein Lächeln über Rounachs Lippen. »Kleiner Bruder« war ein Kosename, der Bände darüber sprach, wie oft seine zwei Jahre jüngere Schwester ihm schon aus Schwierigkeiten geholfen hatte. Im Moment war sie der einzige Mensch, den er in seiner Nähe haben wollte.

Also öffnete er ihr die Türe und trat beiseite. »Ohne dich bin ich doch aufgeschmissen, große Schwester.«

Ein kurzes Lächeln huschte durch ihre sonst sehr ernste Miene wie ein scheues Reh und war ebenso schnell wieder verschwunden. Sie trat ein, ging auf leisen Sohlen zu einem

Sessel, hielt es keine fünf Herzschläge darin aus und sprang wieder auf die Füße. Getrieben von unsichtbaren Dämonen lief sie im Zimmer auf und ab. »Ich wollte …«, hob sie an, schüttelte den Kopf und presse die Lippen zusammen.

Mit zunehmender Sorge sah ihr Rounach dabei zu, wie sie weiter hin und her pirschte – unschlüssig, ob wenigstens er sich setzen sollte.

»Du musst wissen …«, nahm sie einen weiteren Anlauf, biss aber die Kiefer wieder derart fest zusammen, dass sie knackten. Vollkommen verloren blieb sie vor ihm stehen und sah zu ihm auf. Ihre Augen schimmerten feucht.

In Rounachs Kehle wurde es eng. Ehe er sich's versah, fand er sich in der Umarmung seiner Schwester wieder. Wie eine Ertrinkende sog sie tief Luft in ihre Lungen und brach in Tränen aus. Zärtliches Mitleid verdrängte jegliche eigenen Sorgen aus seinem Herzen. So gut er es vermochte, schloss er ihren vom Schluchzen geschüttelten Leib in die Arme und tätschelte ihren Rücken. »Man hat vorhin deinen Streit mit Vater bis in meine Gemächer hören können. War es so schlimm?«

»Was?«, fragte sie gedämpft an seiner Schulter. Schniefend fuhr sie fort: »Ich heule wegen dir, du Esel. So ein Schicksal hast du einfach nicht verdient.«

Aus alter Gewohnheit wollte er schon abwiegeln, einfach, damit sie eine Sorge weniger plagte. Aber daran, dass es ihm einfach nicht über die Lippen kommen wollte, merkte er klar: Er bedurfte ihres Trostes viel mehr als sie in diesem Augenblick dem seinen. Im Knoten, der sich um sein Herz gezurrt hatte, lockerte sich eine Windung und fiel ab. Rounach kuschelte sich noch enger in ihre Umarmung und sog ihre wohltuende Nähe in sich auf.

Für eine Weile, in der Zeit keine Rolle spielte, standen sie so da und hielten sich aneinander fest. Beinahe war es wie in alten Tagen, in denen sie sich wegen einer Lappalie, über die nur Kinder abgrundtiefe Trauer empfinden konnten, auf diese Weise gehalten hatten. Irgendwann ebbte ihr Schluchzen ab, bis es ganz versiegte.

»Ich habe dich vollkommen nassgeweint«, schniefte sie.

»Wegen dir bin ich einmal in einen Misthaufen gesprungen. Da machst du dir wegen ein paar Tränen Sorgen?«

Unverhofft brach ein Lachen aus ihr hervor. Es traf Rounach wie ein Sonnenstrahl nach langem Regen. »Da hast du vielleicht ausgesehen.«

Amüsiert schnaubte er. »Ganz zu schweigen vom Geruch.«

»Vater hat …« Schlagartig verstummte sie. Die Wolken kehrten wieder zurück und fraßen den Lichtschein. Stumm reichte er ihr ein Schnupftuch und drei wenig damenhafte Schnäuzer später schien sie sich wieder besser zu fühlen. »Lassen wir das.«

»Habt ihr euch etwa wegen mir gestritten?«, wollte er wissen. Sie gab keine Antwort, und gerade dies bestärkte ihn in seinem Verdacht. »Möchte er mich nun doch rauswerfen?«

»Nein, nein. Er mag viele Fehler haben, aber er steht zu seinem Wort – und zu dir. Du weißt ja, dass wir uns eigentlich andauernd streiten.«

»Aber du hast mir nie gesagt, warum.«

Verlegen sah seine Schwester auf ihre Hände, holte Luft und … schwieg.

»Es hängt mit der Namensmagie zusammen, nicht wahr?« Überrascht blickte sie auf. »Ich weiß, dass ihr Weber Geheimwissen hütet. Ich verstehe nur nicht, was bei meiner Namenswebung vorgefallen ist, das euch in derart aufgewühlten Zwist geraten lässt.«

»Es ist einfach ungerecht«, murmelte die Tochter der Selenmeyra so leise, dass er sie nahezu nicht verstanden hätte. Sie sah äußerst müde aus.

Das ließ ihn aufhorchen. »Lehren die Namensweber uns nicht, dass es keine größere Gerechtigkeit gäbe, als den Willen des Schicksals selbst?«

Ganz plötzlich war da keine Erschöpfung mehr in ihr, als sie ihren Blick auf ihn heftete. Sie wirkte hellwach und hoch konzentriert. »Fühlt es sich für dich gerecht an?«

Die Antwort sprudelte geradezu aus ihm heraus. »Ich soll Rounach sein? Jemand, der Menschen töten wird? Wie soll sich das gerecht anfühlen?« Die Lautsilben an seiner Hand leuchteten violett auf. Er hatte seinen Namen geleugnet. »Zugleich sagt ihr, das Urteil der Schicksalsmächte ist unfehlbar.«

»Ist es auch«, erwiderte sie ohne Zögern. »Aber ich frage mich immer öfter, ob die Namensweber nicht zu viel Macht über die Menschen haben. Wusstest du, dass es Länder gibt, in denen Eltern ihren Kindern Namen geben? Einfach so, nach der Geburt?«

Davon hatte er gehört. Ein seltsamer Brauch. Welchen Wert hatte ein solch willkürlich gewählter Name? »Die Familie von Fürst Feresvega stammt aus solch einem Land – *Rashmyyr,* glaube ich.«

Dazu nickte sie nur, offenbar hörte sie nichts Neues. »Dort entfaltet sich das Schicksal anders. Niemand brandmarkt die Menschen – und die anderen Wesen – schon vorab für ihre Taten, die sie noch nicht begangen haben. Sie können auch noch nach ihrer Volljährigkeit alles dafür geben, ehrbar zu werden.«

»Und scheitern trotz alledem. Schicksal ist Schicksal«, widersprach Rounach und wiederholte ungewollt eines der Dogmen, die sein Vater predigte.

»Ist das so? Dein Schicksal ist in deine Hand geschrieben. Glaubst du, dass dies deinen Lebensweg beeinflusst?«

Eine äußerst verwirrende Frage, ganz besonders wenn sie aus dem Munde einer angehenden Namensweberin stammte.

»Worauf willst du hinaus?«, fragte er.

»Dir werden Türen vor der Nase zugeschlagen werden, weil du einen Zweiklang trägst. Viele Möglichkeiten werden dir verwehrt sein, und der Großteil des Adels wird dich wie einen Aussätzigen behandeln.« Sie lächelte milde, auch wenn ihre Augen nach wie vor wachsam waren. Behutsam ergriff sie seine Hände. »Lass nicht zu, dass dies dein sanftes Gemüt vergiftet. Auch wenn es unumstößlich

ist, dass du eines Tages töten wirst: Setze alles daran, dass diese Tat in weiter, weiter Zukunft liegt. Kämpfe jeden Tag darum, auch wenn dein Name dir große Steine in den Weg legen wird.«

Das Herz wollte Rounach schwer werden, weil ihre Worte so unausweichlich waren, und kämpfte zugleich in wildem Galopp dagegen an. Seine Schwester brachte ihm so viel Vertrauen entgegen, dass er darüber nur staunen konnte. »Ich verspreche dir, das werde ich.«

»Mehr kann ich nicht erhoffen oder von dir verlangen.« Ihr Lächeln wackelte und eine einsame Träne kullerte ihre Wange hinab. Sie haftete kurz an ihrem Kinn und fiel. »Allein kannst du das kaum schaffen. Also schwöre ich, die Tochter der Selenmeyra, bei den Schicksalsmächten: Ich werde immer für dich da sein und dich niemals abweisen, wenn du um meine Hilfe bittest.«

Die gewaltige Last auf seinen Schultern fiel von ihm ab, und er konnte endlich wieder frei atmen. Mit einem tiefen Luftholen sprengte er den festen Knoten aus Zweifel, Zorn und Schuldgefühlen in seiner Brust. Gerührt sah er seine Schwester an. Ein Gelübde wie das ihre, gesprochen von einer Namensweberin, war mehr als nur ein Versprechen. Sie wirkte damit eine schwer greifbare Form der Magie, mit der sie ihr Schicksal an ihre Worte band. Sie warf ihm, einem Ertrinkenden, ein Seil zu, an dem er sich festhalten konnte.

Rounachs Verstand suchte fieberhaft nach Worten. Er wollte eine Erwiderung finden, die diesem Akt der Güte angemessen war – und scheiterte. Am Ende suchte er sein Heil in einer weiteren Umarmung, drückte sie fest und sagte schlicht: »Danke, große Schwester.«

»Ich wünschte, ich könnte mehr als das für dich tun«, nuschelte sie.

Als sie sich wieder voneinander lösten, hatten sie beide feuchte Wangen. Rounach hätte nicht einmal sagen können, wann er angefangen hatte zu weinen. Verlegen wischte er sich die Augen trocken.

Die Tochter der Selenmeyra rettete die Lage. »Lust auf eine Partie Schach?«

Dankbar nahm er an.

Es hatte keines ganzen Tages bedurft, bis Rounach seine Gemächer wie ein Gefängnis vorkamen. Zwar hatte die wunderbar zwanglose Zeit mit seiner Schwester die übelsten Launen in die Flucht geschlagen, dennoch ging er nicht gern vor die Tür. Dreimal hatte er dies heute versucht, und jedes Mal rasch wieder die Flucht zurück angetreten. Nicht nur die Diener verhielten sich verstört, wenn sie ihn sahen. Selbst die Wachen, die er für gestandene Männer gehalten hatte, wurden in seiner Gegenwart nervös. Das ertrug er einfach nicht.

Nun also saß er in seinen Zimmern fest, die lediglich aus drei Räumen bestanden, und war kurz davor, die Wände hochzugehen. Vielleicht würde ihm ja ein wenig frische Luft guttun? So trat er hinaus auf den Balkon, hinein in ein furioses Farbenspiel, das ihn in grinsendes Staunen versetzte. Die westliche Wand des Tals, in dem die Unterstadt lag, warf seinen massiven Schatten auf einen Großteil der Wolkendecke. Im Osten hingegen wirbelten ihre Schleier im Glutrot der Abendsonne. Möwen, die sich von der steilwandigen Bucht hinüber zur Stadt verirrt hatten, kreisten mit ihren schrillen Rufen über den Schwaden, um immer wieder in sie hinabzustoßen und daraus emporzusteigen.

Wie ein Leben dort unten wohl sein mochte? Allzu oft sahen die Menschen bestimmt keine Sonne, und irgendwie gingen Rounach die kärglich gekleideten Familien nicht aus dem Kopf, die er bei der Namenswebung gesehen hatte. Das Dasein in der Unterstadt musste hart und entbehrungsreich sein. Wie es dann erst jenen ergehen mochte, die einen Zweiklang trugen?

Was der Ausblick an guten Gefühlen gebracht hatte, wurde von diesem Gedanken aufgefressen. Ein Zweiklang … so wie er einen hatte. Mürrisch blickte er auf seinen Hand-

rücken hinab. »Rounach.« Nichts geschah. Das war sein Name.

Vielleicht wäre ein Leben in der Unterstadt gar nicht so übel, wenn man nur zwei Lautsilben sein Eigen nannte, aber dafür Geld in der Tasche hatte. Sicherlich würde das gemeine Volk nicht so sehr die Nase rümpfen wie die Aristokratie *Glenbarras*.

Im Zimmer hinter ihm klirrte Geschirr. Gewiss brachte gerade eine arme Seele von Diener zähneklappernd das Abendmahl. Die Gemächer eines künftigen Mörders betrat niemand freiwillig.

Nachdenklich betrachtete er die wenigen Giebel, die aus den Wolken emporragten. Wer sagte ihm, dass es dort unten anders war als in der Oberstadt? Das war alles nur Spekulation. Vielleicht sollte er in den nächsten Tagen hinabsteigen und sehen, wie das Leben dort unten wirklich war.

»Rounach, Sohn des Nielladoir, mein Herr, Euer Abendmahl ist bereitet.« Idinas Stimme, die durch die Balkontür nach draußen drang, hätte er auch blind erkannt. Sie klang wie immer, gleichwohl sprach es Bände, dass sie ihm heute noch nicht unter die Augen getreten war.

Mit gedämpften Erwartungen wandte er sich seiner Amme zu. Dort stand sie: Akkurat modisch gekleidet und frisiert wie immer und in die Aura gütiger Strenge gehüllt. Mit dieser musterte sie ihn von Kopf bis Fuß. »Bei den Schicksalsmächten. Geht es Euch so scheußlich, wie Ihr ausseht?«

Ja, ganz die Alte, stellte er erleichtert fest. »Schlimmer«, entgegnete er offenherzig.

»Das denke ich mir«, erwiderte sie mild. »Ich brauche auch gar nicht zu fragen, warum. Keiner der Diener war bereit, Eure Gemächer zu betreten. So habe ich das übernommen.«

»Du hast keine Angst vor mir?«

Ihre Lippen wurden spitz. »Unsinn. Vermutlich kenne ich Euch besser als Eure Mutter und ganz sicher mehr als Euer

Vater. Ich habe Euch nicht zu einem Mörder erzogen.« Sie zögerte kurz. »Was auch immer Euch dazu machen wird, liegt in der Zukunft.«

So war sie: Idina konnte im selben Atemzug herzlich und schonungslos ehrlich sein. Es gab nichts zu beschönigen, aber ihn nicht vorab zu verdammen, war ein wertvolles Geschenk. »Hab Dank, Idina.«

Mit einer fahrigen Handbewegung wiegelte sie ab. »Es ist eine Schande, dass die Angst vor der Zukunft so viele Menschen fest im Griff hat. Ich bin da nicht besser. Nur weiß ich bei Euch, woran ich bin. Wollt Ihr?« Sie deutete durch die Tür in sein Gesellschaftszimmer.

Was er dort vorfand, glich keiner fürstlichen Tafel. Jedoch hatte seine Amme sich sichtlich alle Mühe gegeben, alles so vornehm wie möglich zu gestalten. Sie hatte sogar eigens einen Tisch aufgetrieben – und vermutlich die letzte Strecke allein geschleppt. Das Tischtuch war aus feinstem Barchent, die Bestecke lagen akkurat, und ein silberner Kandelaber spendete Licht.

Nur eines trübte Rounachs Freude: Die Servierglocken für die verschiedenen Gänge standen auf einem der Beistelltische, und an der Tafel gab es nur einen Stuhl. Unwohl ließ er sich nieder und breitete die Serviette aus. Als Idina wie befürchtet anfing, die Vorspeise zu servieren, hielt er es auf seinem Platz nicht mehr aus. Es fühlte sich falsch an. Er nahm ihr den Teller ab und stellte ihn in die Mitte des Tisches. »Würdest du mit mir zu Abend essen?«

»Das geziemt sich nicht, mein Herr«, erwiderte sie tadelnd.

Ungeachtet dessen, erhob er sich, ging zu den anderen Speisen und lüftete eine der Abdeckungen nach der anderen. »Wann hast du das letzte Mal Fasan gegessen?«

Idinas Augenbrauen wanderten missbilligend nach oben. »Noch nie, mein Herr.«

»Oder Hirschbraten mit Preiselbeersauce?«

Die Antwort stand fest, bevor die Amme sie aussprach. »Ich kann mich nicht entsinnen. Das ändert aber nichts

daran, dass es jede Etikette bräche, mich zu Euch an die Tafel zu setzen.«

»Dies ist keine meiner üblichen verrückten Ideen. Kein ›Mummenschanz‹, wie du es genannt hast. Ich, Rounach, Sohn das Nielladoir, bin es selbst nicht mehr wert, an der Tafel meines Vaters zu sitzen. Gewähre mir die Güte, nicht allein essen zu müssen.« Statt ihre Antwort abzuwarten, tafelte er auf. Wild durcheinander und ganz sicher vollkommen unangemessen.

»Es ist nicht genug Geschirr und Besteck für zwei da, mein Herr.« Idina wirkte hin- und hergerissen.

Kurzerhand nahm er je ein Messer, einen Löffel und eine Gabel von den vier Sätzen, die um seinen Platz herum lagen, und reichte ihr den großen Teller von ganz unten.

»Dafür habe ich Euch nicht gute Manieren gelehrt.« Zum ersten Mal kam Idinas Protest aus tiefster Inbrunst. »Ihr könnt nicht einfach …«

»Dies ist nicht die Tafel des Fürsten, und für irgendetwas muss es auch gut sein, dass ich Rounach heiße.« Er holte einen Stuhl herbei und bot ihr diesen an. »Ich werde schon nicht den Unterschied zwischen einer Vorspeisegabel und einer Tafelgabel vergessen, nur weil wir jetzt pragmatisch sind.«

Kopfschüttelnd und ganz klar ungläubig ließ sie sich nieder. Also konnte er auch endlich wieder Platz nehmen. Geradezu wölfisch grinsend tat er sich von allem ein wenig auf und malte sich dabei Vaters Missfallen darüber aus. »Bitte nimm dir, Idina. Es reicht für drei, wie du siehst.«

»Ihr werdet noch mein Untergang sein«, stöhnte sie. Ein wenig zögerlich, aber mit leuchtenden Augen füllte sie ihren eigenen Teller.

Auch wenn Rounach um ihre Gesellschaft gebeten hatte, war das nun folgende Schweigen einfach nur schön. Seine Amme vergaß ihre sonst sehr gefasste Haltung und aß von allem mal mit verzückter, mal mit ungläubiger Miene. Zudem war es wunderbar entspannend, ein Mahl genießen zu können, ohne ständig auf der Hut sein zu müssen. Der

Fürst hielt für seinen Sohn stets ein verbal gewetztes Messer griffbereit.

Also gaben sie sich stumm dem Genuss hin. Erst als mehr Speisen in Idina verschwunden waren, als Rounach es ihrer schlanken Gestalt zugetraut hätte, kam ihr ein Satz über die Lippen: »Ich denke, Ihr tut Eurem Vater unrecht.« Bedachtsam schob sie ihren Teller von sich und tupfte sich die Lippen mit einem Tuch ab.

Mit dem gewetzten Messer? »Ich verstehe nicht?«

»Euer Vater muss Euch mehr lieben, als er es auszudrücken vermag.«

Die Gabel in seiner Hand erstarrte auf dem Weg zu seinem Mund. »Wir meinen denselben Menschen? Den Fürst der Schwarzen Rose?« Die Worte kamen überraschend bitter über Rounachs Lippen.

Idina überhörte dies mit der Würde einer Dienerin, die bissigere Bemerkungen aus anderen Mündern gewohnt war. »Verleugnet, was Ihr nicht glauben wollt, mein Herr, aber nicht das, was Ihr unleugbar wisst. Habt Ihr heute Morgen im Kreise Eurer Familie gefrühstückt?«

Das stand ihr nicht zu. Solche Worte – viel zu persönlich – aber auch solch eine Zurechtweisung, jetzt, da er volljährig war. Aber darüber waren sie hinaus, nicht wahr? An dieser Tafel hatte er die Wand eingerissen, die sie trennte. »Das habe ich. Es waren ja auch keine Gäste zugegen, vor denen ich das Haus beschämen könnte.«

»Fürst Nielladoir hat Euch nicht verstoßen, nicht verleugnet und als Teil der Familie an seinem Tische sitzen lassen. Seht Ihr in Eurem Kummer und Eurer lang gepflegten Enttäuschung nicht, was das für ihn bedeutet? Was dies für das Haus der Schwarzen Rose heißt?« Sie sah Rounach mit einer ruhigen Gefasstheit in die Augen, die er an ihrer Stelle ganz sicher nicht besessen hätte.

Endlich schaffte er es, die Gabel beiseitezulegen. Eine solch kühne Frage verdiente eine wohl überlegte Antwort. »Mich zu verstoßen, wäre ein klares Zeichen für die anderen Adligen *Glenbarras,* dass er meine Namenswebung mit aller

Konsequenz akzeptiert. Dies nicht zu tun, schwächt seinen Einfluss als Namensweber.« Erst als er es ausgesprochen hatte, wurde Rounach sich der Tragweite dessen bewusst. In einem Moment, in dem sich fünf Häuser offen gegen die Schwarze Rose gestellt hatten, war dies ein äußerst unkluger Schachzug. Warum hatte Vater es dann getan?

»Es macht ihn angreifbar«, bestätigte Idina. »Mehr noch, es gefährdet die Bande zu den anderen vier Häusern. Und dennoch ist er bereit, dieses Wagnis einzugehen. Weshalb, wenn nicht um Euretwillen?«

Weil es Mutter das Herz brechen würde? Oder da er meine Schwester, seine designierte Erbin, nicht vollends gegen sich aufbringen möchte?

All dies verbiss Rounach sich. Er mochte es nicht, zynisch zu sein. Vater war sarkastisch genug für sie beide. Auch verstellte es den Zugang zur Wahrheit. »Ich werde ausgiebig über deine Worte nachsinnen.«

Darauf nickte seine Amme langsam, als hätte sie nichts anderes erwartet. »Nun malt Euch aus, unter welcher Spannung er steht. Auf der einen Seite muss er seiner Verantwortung als Fürst gerecht werden, auf der anderen Seite seinem Herzen als Ehemann und Vater. Wie soll das gehen?«

Darauf wusste Rounach keine Antwort. Wenn stimmte, was Idina da sagte – und er kannte sie als eine Frau mit scharfem Verstand –, dann befand sich Nielladoir in einem schwer erträglichen Dilemma. »Ich weiß es nicht«, gestand er ein. »Es klingt nahezu unmöglich.«

Erneut nickte sie gemächlich. »Darf ich Euch dann nahelegen, Nachsicht mit Eurem Vater zu üben? Heute Abend muss er voll und ganz Fürst sein können.«

Mit einem Mal kam Rounach sein Zorn auf das Familienoberhaupt selbstgerecht und kindisch vor. Das unentwegte Brodeln in seinem Innern ließ nach und hinterließ Erschöpfung und Traurigkeit. Aber das fühlte sich um vieles besser an als das zähnefletschende Tier, das den ganzen Tag in ihm gewütet hatte.

»Ich danke dir, Idina. Wenn es dir schon nicht leichtfiel, dich an diesen Tisch zu setzen, wie muss es dir dann erst mit dem gegangen sein, was du angesprochen hast?«

»Güte verdient Güte, Rounach, mein Herr.« Während er rätselte, was sie damit meinte, erhob sie sich. »Jetzt lasst mich das alles abräumen – und untersteht Euch, mit Hand anzulegen.«

Um ihr nicht untätig zusehen zu müssen, setzte er sich an den Spieltisch und studierte den Stand der Schachpartie mit seiner Schwester. Sie hatte ihn einmal mehr in die Defensive gedrängt, und wenn ihm nichts Kluges einfiel, würde es morgen ein Gemetzel geben.

Irgendwann erstarb das Klappern im Hintergrund. »Ich wünsche eine geruhsame Nacht, mein Herr.«

So, wie er sich gerade fühlte, von einiger Last befreit, könnte das durchaus gelingen. Lächelnd blickte er auf. »Das wünsche ich dir auch.«

Idina hatte schon die Schwelle erreicht, als sie noch einmal innehielt. »Ich sorge mich nicht nur um Euch, Rounach. So wie jetzt habe ich Eure Schwester noch nie erlebt. Auch wenn Ihr nicht viel von Eurem Vater haltet, gebt umso mehr auf sie Acht. Wenn sie zu sehr entzweigerissen wird, fürchte ich um den Fortbestand der Schwarzen Rose.«

Ehe er etwas erwidern konnte, trat sie hinaus. Ratlos blickte er die sich schließende Tür an. Der heftige Streit zwischen Nielladoir und seiner Schwester kam ihm wieder in den Sinn. Wie hatte er nur übersehen können, dass auch sie durch die Verschwörung unter Druck geraten war?

Sein Blick fiel auf den weißen Läufer seiner Schwester, der seine Dame bedrohte. Die Antwort war einfach: Er verstand von beiden Spielen zwar viel, aber nicht immer genug. Kopfschüttelnd erhob er sich und ließ Schach Schach sein. Es gab Wichtigeres, über das er nachdenken musste.

FAMILIE ZWEITEN GRADES

Das Ticken der Uhr hämmerte sich mit jedem Klacken tiefer in Rounachs Kopf. Es war bereits zehn Minuten nach der dritten Mittagsstunde, und seine Schwester war immer noch nicht erschienen. Zwar würde selbst eine Stunde keinen Unterschied machen – schließlich konnte er nirgends hin – doch die Ungewissheit machte ihn mürbe. Seit zwei Wochen waren die tägliche Zeit mit ihr und das Abendessen mit Idina die einzigen Dinge, die ihn davon abhielten, in seinen Gemächern wahnsinnig zu werden.

Beim Morgenmahl hingegen wurde nur noch von Bündnissen und Taktieren gesprochen. Dass der Sohn des Nielladoir nichts, aber auch rein gar nichts dazu beitragen konnte, seine Familie zu unterstützen, frustrierte ihn jeden Tag ein wenig mehr.

Mit einem Ruck wandte er sich vom Ziffernblatt ab, das er viel zu lange angestarrt hatte, und ging in sein Ankleidezimmer. Zum Glück war Idina in letzter Zeit anderweitig beschäftig, sonst hätte sie ganz sicher nicht geduldet, wie es jetzt hier aussah. Kleine Stapel von Kleidung lagen auf so ziemlich allen verfügbaren Oberflächen. Schlichte Wämser, einfache Beinkleider und Mäntel aus grober, aber warmer Wolle sowie Schuhe ohne jeden Zierrat. Bisher hatte er noch keine Lösung gefunden, wie er all dies zusammenschnüren sollte. Der offensichtlichen Antwort, dass er Verzicht würde üben müssen, verweigerte er sich. Er hatte schon so viele Abstriche gemacht, wie er für zumutbar hielt.

Wie immer, wenn in seinem Innern die Unrast hochbrandete, machte Rounach sich an einen weiteren Versuch, ein vernünftiges Reisegepäck zustande zu bekommen. Vermutlich fiel ihm das auch daher so schwer, weil er nicht so recht wusste, was er überhaupt wollte. Sein Elternhaus zu verlassen, schien ihm wenig verlockend. Die Annehmlichkeiten und der Schutz

vor Anfeindungen in diesen Mauern boten gute Gründe, zu bleiben. Zugleich verspürte er jedes Mal, wenn er auf dem Balkon stand und auf die Wolken über der Unterstadt schaute, die wachsende Anziehungskraft einer Freiheit, die ihm in seinen Gemächern verwehrt blieb. Dann wiederum fragte er sich, ob er für ein Leben dort unten gemacht war. Warum nicht in die Fremde gehen, vielleicht nach *Rashmyyr* oder *Shen-Jalan,* wo sein Zweiklang keine Bedeutung hatte? Vielleicht mochte er dort – fernab vom *Glenbarra*-Adel – sogar seinem Schicksal entrinnen?

Am Ende dieser Grübelei stand ein derart großes Bündel, dass es keinen Unterschied machte, ob er in *Glenbarra* bleiben oder mit einer Karawane ziehen würde. Ohne Diener bekam er das nie und nimmer getragen.

Mit einem schicksalsergebenen Seufzen ließ Rounach es fürs Erste gut sein. Mürrisch kehrte er in sein Gesellschaftszimmer zurück. Die Uhr gab an, dass seine Schwester inzwischen vierzig Minuten überfällig war. Sie würde nicht kommen.

Das hinzunehmen, weigerte er sich. Selbst wenn die künftige Fürstin dieses Hauses heute zu viele Pflichten hatte, so wollte er dennoch nicht auf ihre Gesellschaft verzichten. Wenn es nur war, um still in einer Ecke zu sitzen und ein Buch aus ihrem Regal zu lesen. Alles war besser als diese seelenzerfressende Einsamkeit seiner Gemächer.

Mit erhobenem Haupt schritt Rounach durch die Flure. Dabei ertrug er die furchtsam gesenkten Häupter der Diener ebenso wie das lauernde Mustern der Wachen.

Deren Abwesenheit vor den Gemächern der Tochter der Selenmeyra raubte ihm jedoch jeglichen Schwung. Sie war nicht da. Was auch immer sie beschäftigt hielt, band sie anderenorts. Gerade wandte er sich mit hängenden Schultern von der Tür ab, als er bemerkte, dass sie einen Spalt offenstand. Er klopfte, lauschte vergeblich und schlüpfte hinein.

Neugierig blickte er sich um. Statt eines geselligen Salons hatte seine Schwester diesen Raum als ein gediegenes,

funktionales Empfangs- und Arbeitszimmer gestalten lassen. Zum Wohlwollen ihres Vaters arbeitete sie geradezu verbissen daran, sich auf ihre Rolle als nächste Fürstin der Schwarzen Rose vorzubereiten. Warum sie dies tat, obwohl sie sich oft leidenschaftlich mit ihm stritt, war Rounach nach wie vor ein Rätsel.

Kurzentschlossen ließ er sich auf einem Stuhl nieder, um zu warten. Sein Blick wanderte über die Porträts seiner Vorfahren und die auf Hochglanz polierten Holzoberflächen der Möbel. Schließlich blieb er an einem Gegenstand hängen, der fremd an diesem Ort wirkte: eine Pergamentrolle, älter als alles andere in diesem Raum. Sie ruhte in einem Ebenholzkästchen, auf dem die Insignien der Namensweber der Schwarzen Rose prangten.

Die Weber hüteten ihr Geheimwissen mit größerer Sorgfalt als den Familienschatz. Es gab in den Wohnsitzen einer jeden Adelsfamilie ein magisch gesichertes Gewölbe dafür. Wieso also war diese Schriftrolle dann hier? Hatte seine Schwester sie etwa heimlich entwendet? Die Antwort konnte eigentlich nur »ja« lauten. Das warf unweigerlich die nächste Frage auf: Warum?

Rounach fand sich auf den Füßen wieder, ohne sich an das Aufstehen erinnern zu können. Über sich selbst verärgert schüttelte er den Kopf und setzte sich wieder. Es gebührte sich nicht, diese Niederschrift auch nur zu berühren. Trotz alledem nagten unruhige Gedanken weiter an seinem Verstand. Dass die Tochter der Selenmeyra etwas aus dem Gewölbe genommen hatte, war der größte Akt der Rebellion gegen ihre Eltern, den man sich vorstellen konnte. Es sägte an den Eckpfeilern, auf denen dieses Haus erbaut war. Hing das mit ihrem fürchterlichen Streit mit Vater vor zwei Wochen zusammen? Vermutlich – aber wie?

Dann kam ihm eine Erkenntnis, die ihn erneut aufspringen ließ. Seine Schwester forschte nach etwas, von dem ihre Eltern nichts wissen durften. Es mochte verboten sein oder im Gegensatz zur Familienpolitik stehen. *Hängt es gar mit meiner Namenswebung zusammen?* Gab es am Ende einen

Weg, seinen Zweiklang abzuwenden – und sei es eine Fälschung?

Hitze wallte in seinen Lungen auf und trieb ihn zur Tür. So leise er vermochte, schloss er sie. »Große Schwester?«, rief er und lauschte in die anderen Zimmer hinein. Nichts regte sich, niemand gab Antwort.

Einem Schlafwandler gleich lenkten seine Füße ihn zum Schreibtisch, auf dem die Eibenholzkiste stand. Ein letztes Zögern, dann hob er das Pergament heraus und entrollte es.

Die Schrift war alt. Nicht nur, dass die Tinte verblasste, nein, selbst die Buchstaben stammten aus einer anderen Epoche. Mühevoll begann er, den Text zu entziffern. Er musste aus der Zeit der ersten Namensweber stammen und behandelte zunächst die Natur des Schicksals und kam dann dazu, wie dessen Fäden das Schicksal eines Mannes formten. Viel zu zäh entriss er dem Pergament Satz für Satz das Wissen. Es musste etwas geben, das seine Schwester dazu gebracht hatte, es hierher zu bringen, obwohl alles bisher nur allgemein bekanntes Dogma war.

Da. Dieser Abschnitt beschrieb, wie ein Stein des Schicksals genutzt werden konnte, den Namen eines Menschen in den Fäden zu lesen und schließlich auch zu weben. Er verstand die Formeln nicht, die er sah, und ganz gewiss nicht, was dort über das Navigieren im Labyrinth des Gewebes stand. Aber eines erkannte er wieder: Die verschiedenen Bilder von ein und demselben Ereignis waren Variationen. Die Aufgabe des Namenswebers bestand darin, jenes eine klar zu sehen, das die tatsächliche Zukunft zeigte.

Aber das bedeutet, dass es Raum für Irrtümer gibt! Rounachs Herz machte einen Sprung. Was, wenn Alaisadair mit seiner Sicht der Dinge fehlgegangen war und …

»Was machst du denn hier, Rounach?«, fragte seine Schwester hinter ihm. Sie klang freudig überrascht.

Schrecken durchfuhr ihn wie ein Blitz den Baum. Lediglich der Abhärtung durch seinen Vater hatte er es zu verdanken, dass er nicht zusammenzuckte. »Ich habe auf dich gewartet«, erwiderte er, wobei er seine Stimme zur

Ruhe zwang. Zum Glück blockierte sein Körper ihre Sicht auf Rolle und Kästchen. So rasch es das empfindliche Material zuließ, rollte er das Schriftstück zusammen und legte es zurück in die Schachtel. »Als du nicht gekommen bist, habe ich nach dir gesucht.« Schuldbewusst drehte er sich zu ihr um.

Seltsamerweise spiegelte sich sein Gefühl in ihrem Gesicht. »Es tut mir von Herzen leid, Rounach. Aber Fürst Feresvega hatte nach einer Besprechung mit Mutter noch mit mir reden wollen. Das kam unerwartet, aber einen Fürsten weist man besser nicht ab.«

»Sie ziehen dich in das Spiel der Häuser schneller mit hinein, als dir lieb ist, was?« Er wagte nicht, sich zu bewegen, würde doch das lieblos zurückgelegte Pergament sicherlich auffallen.

Freilich entging ihr das nicht. »Wenn ich dich nicht besser kennen würde, müsste ich glauben, dass du meine Korrespondenzen gelesen hast.« Sie sagte dies derart gelassen, dass er sich umso schlechter fühlte.

Ohne Hast umrundete sie ihn. Ihre Augen wurden groß, als sie sah, was er verbarg. »Rounach, was hast du getan? Bist du in das Gewölbe eingebrochen?«

»Nein, du weißt, dass das unmöglich ist.«

»Wie hast du die Schatulle überhaupt aufbekommen? Die Physiomanten haben sie derart versiegelt, dass nur ein Namensweber sie öffnen kann.«

»Sie stand offen auf deinem Tisch, große Schwester. Ich weiß, ich hätte die Schriftrolle nicht anrühren dürfen, aber ich konnte nicht anders. Ich kann einfach nicht hinnehmen, dass ich Rounach sein soll.« Die vermaledeiten Zeichen auf seinem Handrücken leuchteten auf.

Sichtlich besorgt schob sie ihn beiseite und nahm erst die Ebenholzschatulle und dann das Pergament aus nächster Nähe in Augenschein. »Alles ist unversehrt – und dennoch höchst beunruhigend. Warum sollten Vater oder Mutter die Schrift aus dem Gewölbe entfernen und auf meinen Schreibtisch stellen – in der geöffneten Schatulle noch dazu?“

Wilde Hoffnung schäumte in ihm hoch. Wusste Mutter etwas über die Geheimschrift, das ihm helfen konnte, und wollte ihre Tochter darauf stoßen? Er sammelte allen Mut, den er in sich finden konnte. »Tochter der Selenmeyra, ich muss es wissen. Die verschiedenen Varianten meines Schicksals, die ich gesehen habe: Es gab gute, und es gab schlechte. Kann es sein, dass Alaisadair die falschen erwischt und sich mit meinem Namen geirrt hat?«

Erst jetzt schenkte sie ihm ihre volle Aufmerksamkeit. Mitleid stand in ihr Gesicht geschrieben. »Ich wünschte, es wäre so einfach, kleiner Bruder: Ein Missgeschick, das es einfach nur zu korrigieren gilt. Geschulte Namensweber können das eine ›wahre‹ Schicksal so klar sehen wie du einen Käfer auf deiner Hand. Selbst ich beherrsche das schon.«

»Aber Alaisadair ist schon alt und …«

Ihr bedächtiges Kopfschütteln ließ ihn innehalten. »So wirkt Namensmagie nicht. Glaubst du, ich habe nach deiner Namenswebung nicht alle Schriften im Gewölbe studiert? Nach einem Schlupfloch gesucht oder gar nach verbotenem Wissen, ob man einen Namen brechen kann?«

»Man kann Namen brechen?«, horchte er auf.

»Nein, kleiner Bruder, das ist unmöglich. Das war nur eine närrische Hoffnung.« Sie schloss kurz die Augen und rieb sich die Stirn. »Dein Name und dein Schicksal sind unlösbar eins geworden.« Mit einer ruhigen Bewegung schloss sie den Deckel der Ebenholzschatulle. Die Insignien leuchteten kurz auf, und der Spalt, der zwischen Deckel und der Unterseite sein sollte, verschwand einfach. »Bitte glaube mir: Es gibt für dich keine Erlösung in diesen Schriften. Sie sind nur ein Pfad zu noch mehr Leid.«

»Aber ich kann nicht einfach nur in meinen Gemächern sitzen und nichts tun.« Rounach erschrak vor seiner eigenen Lautstärke. Nahezu flüsternd fuhr er fort: »Lass es mich wenigstens versuchen, eine Lösung darin zu finden.«

Bei diesen Worten ging ein seltsamer Wandel an seiner Schwester vor. Es wirkte, als hätte sie mit unsichtbarer Hand die Maske der Güte von ihrem Gesicht genommen.

Schützend schob sie die Schatulle hinter sich. »Das uralte Wissen der Namensweber steht dir nicht zu, Rounach, Sohn des Nielladoir. Wenn du einen Weg suchst, das Haus der Schwarzen Rose endgültig zu entzweien, dann versuche nur weiter, dir Zugang zu verschaffen. Sollte dir das irgendwie gelingen, dann könnte es sogar endgültig stürzen. Die anderen Adligen würden uns zu Staub zermahlen. Du wirfst uns Löwen zum Fraß vor, die alles tun würden, um ihre Macht zu erhalten.«

Mit jedem ihrer Worte wurde ihm kälter. Dies war nicht mehr seine jüngere Schwester. Vor ihm stand eine künftige Fürstin, ihrem Vater ähnlicher, als sie selbst es sich jemals eingestehen würde. »Ist das Wissen der Weber wichtiger als der Zusammenhalt von uns Geschwistern? Oder unser Haus wichtiger als die Familie?«

Gefühle, die er nicht zu deuten vermochte, huschten über ihr Gesicht, durch ihre Augen. Dennoch schwieg sie.

Lauter hätte eine Antwort nicht sein können. Er atmete tief ein, drückte seine Schultern durch und verneigte sich vor seiner Schwester. »Ich erflehe deine Verzeihung, dass ich Schriftstücke auf deinem Tisch angerührt habe. Es wird nie wieder vorkommen.«

Würdevoll langsam, um es nicht nach einer gekränkten Flucht aussehen zu lassen, verließ er das Zimmer. Gerade, als er die Tür schließen wollte, sprach sie leise: »Die Familie ist das Webertum, Rounach.«

Das saß wie eine Ohrfeige. Er, ein Nicht-Namensweber, war Familie zweiten Grades. Wenn die Lage verzweifelt genug war, würden sie dann auch Mutter opfern? Sie hatte ihre Fähigkeit, Namen zu weben, aus Liebe zu Nielladoir versiegeln lassen, da es keine zwei Weberfürsten in einer Familie geben durfte. Noch vor zwei Wochen wäre dieser Gedanke unvorstellbar gewesen. Nun allerdings …

»Ich verstehe«, erwiderte er kraftlos und schloss leise den verbliebenen Spalt.

Einmal mehr stellte Rounach sein Gepäck zusammen, dieses Mal jedoch würde es gelingen. Was für ein gutes Gefühl es war, die endlosen Tage der Unschlüssigkeit und der Untätigkeit abzuschütteln. Die Ereignisse im Zimmer der Tochter der Selenmeyra hatten ihm endlich die Augen geöffnet.

Während seine Hände mit inzwischen geübten Bewegungen Kleidung falteten, Riemen festzurrten und Beutelchen schnürten, ließ er noch einmal das Erlebte rekapitulieren. In der Namensmagie gab es etwas, das die Weber vor den Menschen verbargen. Ob darin ein Weg lag, dem Fluch seines Namens zu entkommen, vermochte er nicht zu sagen. Aber allein die Aussicht darauf, vielleicht etwas anderes tun zu können, als sich mit seinem Schicksal abzufinden, verlieh ihm neue Energie.

Auch stand außer Frage, dass seine Schwester jetzt alles daransetzen würde, ihn von den geheimen Schriften der Familie fernzuhalten. Zwar hatte sie Milde walten lassen, als sie ihn beim Studium der alten Worte erwischt hatte, aber er verwechselte dies nicht mit fehlender Loyalität den Namenswebern gegenüber. Eine weitere Gelegenheit, in diesem Haus an ihr Wissen zu gelangen, würde es nicht geben.

Auch hatte ihr Gespräch Rounach die Augen geöffnet: Er mochte ein Teil dieser Familie sein, gleichwohl würde man ihn wie einen Aussätzigen vor dem Rest der Welt verbergen. Ihm blieb ein Leben in Luxus und Sicherheit, verdammt zu vollkommener Bedeutungslosigkeit.

Eine Erkenntnis, grell wie ein Blitz, ließ ihn in der Bewegung erstarren. Seine Bestimmung war es, adliges Blut zu vergießen. Wenn er sich auf ewig nicht aus dem Schloss heraustraute, würde es seine Familie treffen. Mit einem Mal fühlte sich die Entscheidung, sich davonzustehlen, nicht mehr eigennützig an.

Ohne Zögern stellte er die schweren Stiefel für weite Wanderungen ebenso beiseite wie die Trinkflasche, den Kompass und den Jagdbogen. Seine Entscheidung war längst gefallen: Er würde die *Insel über den Wolken* verlassen, aber

ein neues Leben in der Unterstadt *Glenbarras* beginnen. Nur wenn er in der Nähe der zehn großen Häuser blieb, würde sich eine Gelegenheit ergeben, hinter das Geheimnis der Namensweber zu kommen. Dass er die Baupläne der Stadt durch sein Studium nahezu auswendig kannte, würde sich dabei als nützlich erweisen.

Mit einem gewissen Stolz blickte er auf den prall gefüllten Rucksack hinab, der jetzt wirklich nur noch das Nötigste enthielt. Rounach wusste nicht, was die kommenden Tage mit sich bringen würden, aber nun fühlte er sich bereit, ihnen zu begegnen. Jetzt galt es nur noch, zwei Schlüssel zu besorgen und das Abendessen mit Idina zu überstehen, ohne Argwohn zu erregen.

Leise schob Rounach die Falltür des Lagers auf und spähte durch den Spalt hinaus ins Freie. Wie er erwartet hatte, hielt sich zu dieser späten Stunde niemand in der Nähe auf. Um trotzdem jedes Risiko zu vermeiden, entdeckt zu werden, öffnete er sie langsam und lehnte sie behutsam an das Gemäuer. Auch mit gespitzten Ohren hörte er nichts außer dem Wind in den Bäumen und einem fernen Wiehern in den Stallungen.

Na los jetzt, leichter wird es durch Warten nicht, trieb er sich an. Mit einem unterdrückten Stöhnen hob er den Rucksack aus der Luke und stemmte sich dann selbst empor. Nachdem das Lager wieder verschlossen, das Gepäck geschultert und die Kleidung gerichtet war, machte er sich auf den Weg.

Rounach folgte der Außenmauer des Seitenflügels, bog nach links durch einen Torbogen und trat auf den Platz, von dem aus zwei parallele Wege zum Hauptgebäude hinaufführten. Die Fenster des Festsaals waren hell erleuchtet. Sein Vater hatte zu einem Ball geladen, zu dem alles gekommen war, das Rang und Namen hatte – die fünf verfeindeten Fürsten einmal ausgenommen. Es galt, neue Bündnisse zu schmieden und alte Bande zu festigen.

Unter den Blicken der Fenster fühlte Rounach sich unwohl. Auch wenn das fahle Licht des Kleinen Mondes

Ghealachín kaum taugte, um die Nacht zu erhellen, schienen ihn unfreundliche Augen zu mustern. Zügig, aber nicht hastig, um ja keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, überquerte er den Platz. Er ging nicht in Richtung des Haupttores, wo er auf Wachen oder Gäste seiner Eltern treffen mochte, sondern hin zum Rosengarten. Im Lampenschein des Torbogens im anderen Seitenflügel wagte er gerade aufzuatmen, als eine Tür aufsprang und mit schweren Schritten eine Gruppe heraustrat. Es waren Bedienstete. Sie schauten ihn kurz erschrocken an, tuschelten beratend miteinander und eilten dann, Speisetafeln und Böcke schleppend, von dannen.

Den Mächten sei Dank.

Endlich erreichte Rounach sein erstes Ziel: den Rosengarten seiner Familie. In ihm wirkte die Nacht trotz der Gestirne am beinahe wolkenlosen Himmel geradezu finster. Die unzähligen schwarzen Blüten fraßen das wenige Licht, und die Büsche warfen umso tiefere Schatten. Es gab keinen besseren Ort auf dem ganzen Anwesen, um sich zu verbergen. Auch wurde die Seitenpforte in der Außenmauer des Anwesens selten bewacht.

Behutsam setzte er einen Schritt nach dem anderen und lauschte in die Dunkelheit hinein. Wenn sich darin jemand bewegte, übertönte sein wild schlagendes Herz mit seinem Wummern die Schritte. Auch das Leder seines Rucksacks knarrte unter der Last des Inhalts lauter, als ihm lieb war.

Irritiert hielt er inne. Wieso bewegte er sich wie ein Dieb durch die Nacht? Er hatte ein Anrecht, hier zu sein, und sein Vater war gewiss nicht in der Nähe. Was die Wachen anging: Ein umherschleichender Fürstensohn würde mehr Misstrauen auf sich ziehen als alles andere.

So sammelte Rounach allen Mut und schritt selbstbewusst aus. Der Kies knirschte unter seinen Schuhsohlen, als wolle er Tote wecken.

»Halt, wer naht?«, rief vor ihm eine Frau harschen Tonfalls.

So sehr er auch starrte, konnte er sie in der Schwärze nicht ausmachen. »Rounach, Sohn des Nielladoir vom Haus der Schwarzen Rose«, erwiderte er mit dem Brustton der Herrschaftlichkeit. Es fühlte sich falsch und überheblich an.

»Tretet näher, damit ich Euch begutachten kann, hoher Herr.« Sie klang kein bisschen untertänig, eher besorgt. Er tat, wie ihm geheißen. Metall schabte, und der Schein einer Blendlaterne stach ihm in die Augen.

»Ihr seid es, in der Tat.« Ein junges Gesicht schob sich über der Lampe ins Licht, welches ihm skeletthafte Züge verlieh. »Verzeiht, Eure Hoheit, aber was tut Ihr im Garten in dieser mondfahlen Nacht?«

»Ich gedenke, in die Stadt zu gehen, wenn es beliebt.« Der Spott in seiner Stimme schmeckte viel zu bitter. Er klang wie Vater. *Das sollte ich künftig lassen.*

Die Wache nahm schlagartig Haltung an. Unzählige Ringe ihrer Kettenrüstung klirrten dabei. »Der Fürst ließ Weisung ergehen, dass heute Nacht niemand diese Pforte öffnen darf.«

»Sicherlich gilt dies nicht für seinen Sohn?«, fragte Rounach deutlich milder. Es klang schwach, zugleich fühlte es sich so besser an.

»Die Sorge ist groß, Assassinen könnten einen Schlüssel erbeuten und Einlass erhalten«, entgegnete sie kein bisschen verunsichert.

»Das ist ein guter Grund, aber keine Antwort«, hakte er nach, ohne erneut herrisch zu klingen. »Wenn du nicht entscheiden kannst, dann suche meinen Vater auf. Er wird dir ganz sicher Weisung geben, mich passieren zu lassen.« Darauf wollte er in der Tat nicht vertrauen. Sehr wohl aber darauf, dass die Wache es nicht wagen würde, den Fürsten während der Festlichkeit zu stören. Dieser war für seine ungnädige Stimmung gefürchtet.

»Ich bin nur eine einfache Wachfrau, hoher Herr, aber nicht dumm.« Tatsächlich klang sie ein wenig gekränkt dabei. »Ich werde diese Pforte nicht unbewacht lassen.«

Rounach seufzte wie einer, dem übles Unrecht widerfährt. »Ich kann sie ja wohl kaum benutzen, wenn ich dir den Schlüssel gebe, nicht wahr?« Er griff in die Innentasche seines Reisemantels und brachte zielsicher den richtigen Schlüssel zum Vorschein. Als sein Gegenüber danach griff, hielt er ihn noch kurz fest. »Verlier ihn nicht. Ich hörte, Assassinen hätten Verwendung dafür.« Dann erst gab er ihn frei.

»Ich werde ihn hüten wie meinen Augapfel, Eure Hoheit. Ich spute mich, damit Ihr nicht länger als nötig warten müsst.«

»Hab Dank, Wachfrau«, erwiderte Rounach ernst. Erst als sie mit knirschenden Schritten davoneilte, erlaubte er sich ein Lächeln. Welch ein Glück, dass er auf eine unerfahrene Gardistin gestoßen war. Ein Veteran hätte sich von seinem Taschenspielertrick wohl nicht täuschen lassen und den Schlüssel ausprobiert.

Als ihre Schritte verklungen waren, griff er erneut in den Mantel, nur in eine andere Tasche. Der Schlüssel, den er jetzt hervorholte, wirkte schlicht im Vergleich zu dem, der die Luke zum Lagergewölbe öffnete. Vergnügt darüber, dass ihm diese List gelungen war, schob er ihn in das Schloss. Es drehte sich mit leichtem Knarren, dann schwang die Tür auf, und er schlüpfte hinaus auf die Straße.

Die Stadt bei Nacht begrüßte Rounach wie einen lang vermissten Freund. Sie umarmte ihn mit vertrauten Gerüchen und Klängen, die vom regen Treiben in den Gastwirtschaften und Bühnen kündeten.

Es dauerte gerade einmal zwei Kreuzungen, bis sein Hochgefühl Risse bekam. Die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns stieß beinahe mit ihm zusammen, als er um die Ecke bog. Sie hatte ihn schon öfter wohlwollend angesehen. Heute hingegen folgte auf eine erste, leicht irritierte Musterung, die Erkenntnis, wer er war – und ein betretenes Abwenden. Ohne einen Gruß wählte sie eine andere Richtung und huschte davon.

Erst die Diener und jetzt das. Ohne Frage hatte sich die Kunde seines Zweiklangs in der Oberstadt herumgesprochen. Ein jeder wusste, dass er als künftiger Mörder gebrandmarkt war. Das ließ Schlechtes für die Wachen an den inneren Mauern befürchten.

Ernüchtert zog Rounach die Kapuze seines Mantels über den Kopf. Mit gesenktem Haupt und in dieser ungewohnt schlichten, bürgerlichen Kleidung sollte das genügen. Ungeachtet dessen beschlich ihn das Gefühl, dass er mehr Aufmerksamkeit auf sich zog, als ihm lieb war. Nun, er war nicht dem Elternhaus entflohen, um neue Freunde zu finden. In der Unterstadt mochte man weniger Wert auf seinen Namen legen.

Ohne weitere unangenehme Vorfälle erreichte er eines der zwei Tore im Wall, der das wohlhabendste Viertel *Glenbarras* von der Unterstadt abschirmte. Wie üblich fand er es offen vor, schließlich würde es auch heute Nacht eine Namenswebung geben. Doch die Wachen kontrollierten in dieser Zeit alle Passanten besonders aufmerksam. So verwunderte es nicht, dass sie auch ihn aufhielten.

»Halt, weist Euch aus«, verlangte ein bulliger Kerl, dessen Waffenrock der Stadtwache ein wenig zu knapp saß.

»Rounach, Sohn des Nielladoir.« Obwohl die Symbole auf seinem Handrücken nicht aufleuchteten, wirkte der Wächter kein bisschen zufrieden.

»In welcher Angelegenheit seid Ihr in die Oberstadt gekommen?«

Die Frage verwunderte ihn. »Ich will hinaus und nicht hinein.«

»Spielt keine Rolle. Gebt Antwort!« Die Art, wie sich die Finger des Wächters fester um den Schaft seiner Hellebarde schlossen, war beunruhigend.

»Ich wohne im Schloss der Schwarzen Rose«, gab Rounach so ruhig wie möglich zur Antwort. Dann rutschte es ihm einfach heraus: »Wie du weißt.«

Der Mann zeigte sich nicht beeindruckt. »Was habt Ihr in der Unterstadt vor? Mitten in der Nacht, mit schwerem

Gepäck und gegürtetem Schwert?« Wie er das aussprach, hatte es etwas von einer Anklage, aber mindestens etwas von einem Verhör.

Rounach biss die Zähne zusammen. »Was spielt das für eine Rolle? Ich wüsste nicht, dass solche Fragen üblich sind, wenn jemand die Unterstadt betreten will.«

»Gesetze, Bürschchen, die für deinesgleichen gemacht wurden. Entweder du antwortest auf der Stelle oder bei einem Verhör durch den Hauptmann in einer Zelle. Die Wahl liegt bei dir.«

Kalt lief es Rounach den Rücken herunter. *Meinesgleichen?* Der Wachmann wusste, dass er den Sohn eines Fürsten vor sich hatte. Was also … *Der Zweiklang.*

Zorn kam in ihm hoch, der ihn nur heimsuchte, wenn Ungerechtigkeit seinen Weg kreuzte. Aber das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war, dass er im Gefängnis festsaß, während jemand nach Vater schickte. »Wir klären das jetzt.«

»Kluge Entscheidung.« Tatsächlich schien sich der Wachmann ein wenig zu entspannen. »Also?«

»Ich gedenke für eine Weile unter den Wolken zu logieren. Ich habe vier Jahre lang die Architektur der Unterstadt studiert. Es wird Zeit, dass ich mir mit eigenen Augen ein Bild mache.«

»Mhm«, brummte die Wache nur. »Da hast du bisher nicht viel verpasst. Öffne deinen Rucksack.«

Rounachs Zähne knirschten. Das grenzte an Niedertracht. Hatte der Kerl Sorge, der Kopf Nielladoirs könnte darin sein? Mit erzwungener Ruhe setzte er sein Reisegepäck ab und öffnete es.

Sein Gegenüber wühlte ungeachtet jeglichen Anstands darin herum, fand freilich nichts Verdächtiges und ließ dann mit hängenden Mundwinkeln davon ab. »Du darfst passieren.« Mit diesen Worten trat er beiseite und wandte seine Aufmerksamkeit wieder den anderen Vorübergehenden zu.

Ohne ihm weiter Beachtung zu schenken, zurrte Rounach seinen Rucksack zusammen, schulterte ihn und trat

durch das Tor. Nach dieser wenig erfreulichen Angelegenheit wirkte die im Mondschein unheimlich glimmende Wolkendecke zu seinen Füßen wie ein schlechtes Omen. Mit einem unguten Gefühl im Magen folgte er den Serpentinen hinab in die Wolken.

DURCH DEN NEBEL

Rounach schien es, er beträte eine andere Welt. Die Wolken, war man erst einmal in sie hinabgestiegen, manifestierten sich als dichter Nebel. Anfangs leuchteten die Schwaden im Mondlicht noch, die ihn umgaben. Dann wurde das Licht weniger, bis ein schwaches Glimmen über seinem Kopf die letzte Erinnerung an die Gestirne blieb. Hin und wieder tauchte eine kleine Insel des Lichts vor ihm auf, schälte dunkle Figuren aus dem Dunst. Erst aus der Nähe waren sie als Menschen mit Laternen in der Hand zu erkennen.

An eine Leuchte hatte Rounach nicht gedacht. Langsam und mit viel Glück schaffte er es zu den ersten Häusern. Die großen Straßen der Stadt wurden bis ein Uhr eher schlecht als recht von Öllaternen erhellt. Nichts lag ihm ferner, als sich in die Schwärze der angrenzenden Gassen zu begeben. Ein Gasthaus mit einem Bett war das Einzige, was er derzeit im Sinne hatte. Ihm blieben ungefähr zwei Stunden, eines zu finden, bevor die Lichter erloschen. Das sollte ein Leichtes sein.

»Zum Weißen Hirsch« stand in verzierten Lettern auf einem kunstvoll bemalten Schild. Vor der Fachwerkfront des mehrstöckigen Gebäudes baumelten gleich zwei magische Laternen, was Bände über Qualität und Preis des Gasthauses sprach.

In Vorfreude auf ein warmes Zimmer und ein gemütliches Bett trat Rounach ein. Die Schankstube konnte dem Luxus der Oberstadt nicht das Wasser reichen. Indessen fand er immerhin alles holzvertäfelt vor; Teppiche anständiger Machart bedeckten hier und da den Boden, und der Duft von Essen kündete von feiner Küche. Es waren nicht viele

Gäste zugegen – zu dieser späten Stunde wenig verwunderlich.

Am Tresen angelangt, hinter dem der rundliche Wirt gerade Krüge wegräumte, fragte Rounach: »Wie viel für die Nacht in Eurem Hause?«

Ohne von seiner Arbeit abzulassen erwiderte der Mann: »Vier *Glasán*. Eine warme Kohlepfanne kostet eine Münze obendrauf.«

Vier Silberstücke schienen nicht viel Geld zu sein. In der Oberstadt hatte er so viel für einen Krug Wein bezahlt. »Dann sind wir uns einig.«

Seufzend, als wäre er bei etwas Wichtigem gestört worden, richtete sich der Wirt auf und musterte seinen neuen Gast. »Anständig seht Ihr ja aus. Ich will keinen Ärger, das vergrault die Gäste. Seid Ihr so freundlich, Eure Hand auf die Theke zu legen?«

Der Sohn des Nielladoir tat verwundert, was man von ihm verlangte.

»Name?«

Nun begriff er. »Rounach, Sohn …«

»Wir haben kein Zimmer frei«, unterbrach ihn der Wirt ungehobelt und wandte sich wieder den Krügen zu.

Vollkommen vor den Kopf gestoßen starrte der Abgewiesene ihn eine Weile nur an.

»Einen schönen Abend noch«, brummte der Mann mit einem scheelen Seitenblick.

»Ich bin mir sicher, dass Ihr noch ein Zimmer freihabt«, brachte Rounach schließlich hervor. Es waren keine Festlichkeiten in der Stadt und es gab mehrere solcher Gasthäuser.

»Und ich bin sicher, dass du keinen Ärger machen möchtest. Mein Wächter sitzt gerade bei einem gemütlichen Bier. Wenn ich ihn von dem wegholen muss, nur weil so ein Strolch wie du nicht weiß, wo sein Platz ist, dann wird er dich nicht nur rausschmeißen. Er wird dich verprügeln, damit es sich gelohnt hat, aufzustehen.«

Trotz der markigen Worte entging dem Sohn des Nielladoir nicht, dass der Blick des feisten Mannes auf dem Schwert lag, das sein unwillkommener Gast gegürtet trug.

»Nichts liegt mir ferner, als Euren schönen Boden mit meinem oder seinem Blut zu besudeln.« Er versuchte, es fröhlich klingen zu lassen, allerdings misslang es ihm gründlich. »Gehabt Euch wohl.«

Gründlich verstimmt trat Rounach wieder hinaus ins Freie. Der Nebel umfing ihn mit klammen Fingern.

Vier weitere Tavernen und gut eine Stunde später war Rounach in grässlicher Stimmung. Das Trauerspiel im »Weißen Hirsch« hatte sich jedes Mal wiederholt, nur waren Bühne und Darsteller andere gewesen. Wenn er nicht vor der ersten Stunde eine Bleibe fand, dann würde zu der feuchten Kälte auch noch die Finsternis hinzukommen. Zur Zeit der Diebe war es sicherlich nicht ratsam, noch ziellos durch die Stadt zu irren.

Seinen Stolz und seine Bequemlichkeit hinunterschluckend machte er sich auf den Weg in Richtung der ärmeren Viertel. Er brauchte nur der Straße weiter hangabwärts folgen. Mit etwas Glück gab es dort willigere Gastgeber, die weniger Wert auf den Namen legten.

Das nächste Wirtshaus, das aus dem finsteren Nebel auftauchte, musterte Rounach nur flüchtig. »Der Fürstenhof« las er auf dem Schild. Ganz sicher legte man auch hier Wert auf »anständige« Kundschaft.

Mit eingezogenem Kopf stapfte er die gekalkte Fassade entlang, bis ihn ein freundlicher Gruß aus den missmutigen Gedanken riss. »Heda, Wanderer. Das ist keine gute Nacht, um einsam durch die Straßen zu ziehen.«

Die blonde Frau vor dem Eingang der Taverne hätte sich an ihren eigenen Rat halten sollen. Ihre Kleidung erwies sich als unanständig freizügig. Sie schien wenig für kalte Nebelnächte geeignet. Abgesehen davon war sie von einer auffallenden Schönheit. Sie musterte ihn auf eine Art und

Weise, die ihn an bessere Zeiten vor seiner Namenswebung erinnerte.

»Spart Euch die Mühe. Ich wurde heute schon aus fünf Tavernen geworfen.«

Das entlockte ihr ein wohlwollendes Lächeln. »Beim Kartenspiel betrogen, oder hast du deine Finger nicht bei dir behalten können?«

Ihre forsche Art irritierte ihn viel zu sehr, um ernsthaft beleidigt sein zu können. »Meine Dame, was denkt Ihr von mir?«, erwiderte er, ohne den rechten Ton zu treffen.

Ein Kichern entstieg ihrer Kehle, derart klar und fröhlich, dass es inmitten des Nebels beinahe fremd wirkte. »Meine Dame«, ahmte sie ihn nach und lachte leise. Dann setzte sie eine leidlich ernste Miene auf, sah die Straße hinauf und hinab. »Verzeiht, Ihr seid ein anständiger Mann.« Dem Knicks, der folgte, wohnte etwas Spöttisches inne – und etwas seltsam Kokettes.

»Man hat mich wegen meines Namens abgewiesen«, machte er reinen Tisch. Je eher er das hinter sich brachte, umso besser.

Ihre Augenbrauen wanderten nach oben. »Das ist alles?« Erneut schlich sich ein gewogenes Lächeln auf ihre Lippen. »Dann komm rein, wir stellen auch keine unangenehmen Fragen.« Ohne seine Antwort abzuwarten, ergriff sie seine Hand. Die ihre war wunderbar warm und von einer exquisiten Zartheit. Gleichermaßen dankbar wie verwundert folgte er ihr durch die Tür ins Gasthaus.

Gedämpfte Beleuchtung empfing Rounach im Innern. Gedämpft waren auch seine Schritte, denn ein dick gewebter Teppich lag bereits im Flur aus. So wirkten selbst die wenigen Gespräche, die aus kleinen Séparées an sein Ohr drangen, unaufdringlich und fern.

Die Dame, die ihn hereingebracht hatte, geleitete ihn zu einem Tresen. Dahinter erhob sich ein Frauenzimmer, anders als alle, die der Sohn des Nielladoir bisher gesehen hatte. Nicht nur, dass sie eine Elle größer war als er. Ihr massiver Tigerkopf ragte aus einem weinroten Kleid, das an

ihrem fellbedeckten Körper seltsam deplatziert wirkte. Das vergnügte Funkeln in ihren gelben Katzenaugen irritierte ihn ebenso wie die Pfeife, die aus dem Winkel ihrer Schnauze ragte. Ein süßlicher Würztabak dampfte darin – vermutlich sündhaft kostspielige Vanille.

»Na, wen hast du uns denn da angebracht?«, fragte sie kehlig schnurrend und musterte Rounach von oben bis unten, als wäre er Naschwerk. »Erwarte nur keinen Preisnachlass, weil du so gut aussiehst.«

Seine Hände wurden feucht. Waren die Frauen aus dem Volk der Tigermenschen alle derart draufgängerisch? »Das erwarte ich nicht. Was wird mich eine Nacht kosten?«

»Eine ganze Nacht?« Anerkennend schürzte sie die Lippen. »Du hast doch noch gar nicht geschaut, was dich erwartet.« Sie deutete auf den Gastraum, der gut gefüllt war. An nahezu allen Tischen saßen Eheleute, die sich unterhielten, oder einzelne Damen. »Oder war Maeve schon überzeugend genug?«

Eine Pumafrau, die allein zugegen war, winkte ihm mit wirbelnden Fingern zu. Rasch widmete er sich wieder seinem Gegenüber. »Ich bin sicher, es wird alles zu meiner Zufriedenheit sein. Also?«

»Ein *Ór* und drei *Glasán* – nicht mehr und nicht weniger.«

Dieser Preis schien selbst Rounach als Sohn eines Adligen unverschämt. Zwar klimperte ein Dutzend der Goldmünzen zusammen mit dem Silber in seinem Geldbeutel, jedoch war ihr Vorrat endlich. War dies der Aufschlag dafür, dass man von ihm keinen Namen wissen wollte? Kurz rang er mit sich, ob es ihm das wert war. Vermutlich nicht. Aber es war spät, und morgen würde er sich in Ruhe eine Unterkunft suchen, die günstiger daherkam. Also kramte er die Summe hervor und legte sie auf den Tresen.

Die Tigerfrau zählte nach und strich mit ausgefahrenen Krallen das Geld ein. »Kannst wiederkommen. Maeve führt dich aufs Zimmer.«

Erneut ergriff die blonde Frau seine Hand. Dabei glitten ihre Fingerspitzen leicht über das Innere seines Handgelenks.

Funken tanzten über seine Haut. »Komm, anständiger Mann«, sagte sie geradezu rauchig und zog ihn mit sich.

Derart umgarnt zu werden, war eine neue Erfahrung für Rounach. Bisher war er es gewesen, der mit forschem Auftreten und schmeichelnden Worten schöne Frauen verlegen gemacht hatte. Er genoss den Zauber, solange er währte. Der Tag war bisher finster genug gewesen. Danach wollte er sich einfach nur kurz waschen und dann ins Bett.

Das Zimmer, in das Maeve – was für ein ungewöhnlicher Name mit nur einer Klangsilbe – ihn führte, war klein, aber gemütlich. Während das Dienstmädchen abgeschirmte Laternen aufdrehte, setzte er den Rucksack ab und schaute sich um. Das Bett war ein opulentes Ungetüm, das dem in seinen Gemächern in nichts nachstand. Solch einen Luxus hatte er nicht erwartet.

»Nun, was machen wir jetzt, anständiger Mann?«, fragte Maeve unvermittelt hinter ihm. Ihr Atem schlug warm in seinen Nacken. Dann glitt ihre Hand unter seinen Mantel und strich ihm über die Brust. Rounach wurde heiß und kalt zugleich.

Die Art, wie die Frauen sich kleideten und benahmen, das schummrige Ambiente und der hohe Preis für eine Nacht …

»Ich möchte einfach nur schlafen?«, versuchte er sich aus der Affäre zu ziehen. Die Unsicherheit in seiner Stimme verriet ihn. Die Vorstellung, mit dieser Frau die Laken zu zerwühlen, war ebenso verlockend wie beschämend. Er war auch nur ein Mann, aber ein glühender Verfechter von Freiheit. Eine Frau derart auszunutzen …

Maeves Hand hielt inne. »Bist du etwa schüchtern?« Sie kicherte. »Das gewöhne ich dir schon ab.« Ihre Fingerspitzen wanderten südwärts. Als sie seinen Bauchnabel überquerte, hielt er die Berührung nicht mehr aus. Wieselgleich wand er sich aus ihrem Arm und brachte einen Schritt Abstand zwischen sich und die Dirne.

So wie diese auf ihrer Unterlippe kaute und ihn kokett mit ihren Augen verschlang, glaubte sie wohl an ein Spiel. Nichts lag ihm ferner. »Mach dir einen schönen Abend,

Maeve«, purzelten die Worte aus Rounachs Mund, während er seinen Rucksack schnappte.

Nun begriff sie – oder zumindest die Hälfte. Ihr ratloses Gaffen folgte ihm durch die Tür und die halbe Treppe hinab. Er hörte noch ein »Sachen gibt's«, bevor er den Schankraum erreichte.

Die Tigerfrau hinter dem Tresen hob beiläufig den Kopf, erkannte ihn und rümpfte die Schnauze. »Stimmt etwas nicht?«, fragte sie und pustete eine Rauchwolke aus.

»Falsches Gasthaus«, erwiderte Rounach. Sein Gesicht brannte inzwischen vor Scham. Das kehlige Lachen seiner Gastgeberin machte es nicht gerade besser, während er über die sündhaft weichen Teppiche zur Außentür floh. Es verstummte erst, als diese hinter ihm ins Schloss fiel und der kalte Nebel sein Gesicht liebkoste.

»Komm wieder, Süßer«, säuselte eine wildfremde Frau. Obwohl sie schwarzes Haar hatte, glich sie Maeve auf eine verblüffende Weise. Sie trug dieselbe Maske aus Koketterie.

»In einem anderen Leben«, stammelte er und sah zu, dass er fortkam.

Mit langen Schritten hastete er die Hauptstraße hangabwärts. Gerade als er sich fragte, wie lange es wohl noch bis zur ersten Stunde sein mochte, erlosch weiter unten eine Straßenlaterne. Kurz darauf folgte eine zweite. Ein unsichtbares Ungeheuer kam auf ihn zu und fraß das Licht.

Selbstverständlich war es nur der Lampenwärter, dem er begegnete. »Jetzt aber hurtig«, raunzte der ergraute Mann. »Kein anständiger Mann treibt sich zu dieser Stunde noch auf der Straße rum.«

»Kennt Ihr ein günstiges Wirtshaus?«, versuchte Rounach sein Glück. Wenn es nicht viel kostete, waren sie bestimmt auch nicht wählerisch bei ihren Gästen.

»Seh ich aus wie ein Fremdenführer? Sieh zu, dass du heimkommst, Junge.« Vor sich hin brummelnd verschwand er im Nebel, der alsbald der Dunkelheit anheimfiel.

Die Nacht wurde mit einem Schlag beängstigend. Sie umschlang Rounach mit einer klaustrophobischen Umarmung und raubte ihm die letzte Sicht. Wie anders waren da die dunklen Stunden über den Wolken. Sehnsüchtig sah er empor, aber inzwischen war selbst der letzte Schimmer verschwunden.

Blind setzte er seinen Weg fort. Gasthäuser waren auch weit nach Mitternacht belebte Orte, und der Schein aus den Fenstern würde wie ein Leuchtturm sein. Vorerst jedoch blieb ihm eine solche Linderung verwehrt. Mit ausgestreckten Armen und gespitzten Ohren stieg er die Straße weiter hinab. Dennoch stieß er sich mehr als einmal an Laternenpfählen, Brunnen oder Häuserwänden.

Irgendwann wurde es unerwartet besser, als sich nach und nach der Nebel lichtete. Zunächst glaubte Rounach, ein seltener Nordwind hätte die Wolken vertrieben. Schließlich begriff er aber, dass er die Wolkenschicht durchquert haben musste. Über ihm hing sie wie eine undurchdringliche, schwarzwabernde Decke. Darunter trug das spärliche Licht weiter, das aus vereinzelten Fenstern drang, und man konnte wenigstens wieder Konturen erkennen.

Er folgte weiter der Straße, die unbeirrt den Hang der Bucht hinabführte. Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als er an einer Haustür beinahe mit einer Frau zusammenstieß, die gerade ins Freie trat. Die Laterne in ihrer Hand blendete ihn nahezu vollständig. Er erahnte ein Gesicht mittleren Alters, aus dem ihn weit aufgerissene Augen ansahen.

»Ach du meine Güte, hast du mich erschreckt.« Sie beleuchtete ihn einmal von oben bis unten. »Siehst aber nicht gefährlich aus.«

»Ich bin harmlos – und läge jetzt auch viel lieber im Bett«, gestand Rounach ein. »Kennt Ihr ein billiges Gasthaus in der Nähe?«

»Heute ist deine Glücksnacht«, behauptete die Frau. »Da wollte ich gerade hin. Der Wirt braucht Vorräte. Komm

mit, es ist nicht weit.« Nun, da sich seine Augen an das Licht gewöhnten, erkannte er ein sorgenzerfurchtes Antlitz und schlichte Kleidung aus dunklem, grobem Stoff. Sie richtete den Sack auf ihrer Schulter neu und machte sich auf den Weg. Offenbar war es ihr gleich, ob er ihr folgte oder nicht.

Schulterzuckend tat er es. Inzwischen war er verzweifelt genug, selbst eine heruntergekommene Hütte als Nachtlager zu akzeptieren. Hauptsache dieser Tag fand endlich ein Ende. Gleich bei der nächsten Gelegenheit bogen sie in eine Gasse, die von der großen Straße abging. War es dort schon dunkel gewesen, so schluckte die schmale Schlucht zwischen den zweistöckigen Häusern noch das letzte bisschen Licht. Einzig die Laterne in der Hand seiner Führerin ließ Licht und Schatten an den Wänden tanzen. Vorbei an weiteren abzweigenden Gassen – noch schmaler als diese hier – führte ihr Weg. Sie hatten die Kreuzung kaum passiert, als Schritte hinter ihnen erklangen.

»Nanu, wen hast du denn mitgebracht, Deirdra?«, fragte ein Mann. Seine raue Kehle kündete von zu viel Suff und Gegröle. Erschrocken wirbelte Rounach herum, wobei die ungewohnte Last des Rucksacks ihn kurz aus der Balance brachte. Der Kerl trug Schecke und Beinlinge aus grobem, dunkelgrauem Stoff. Eine Kapuze aus demselben Material umrahmte ein grobschlächtiges, vernarbtes Gesicht. Das gelbzahnige Grinsen darin wirkte selbstgefällig.

»Er sagt, er sucht was Billiges für die Nacht«, gab die Angesprochene zur Antwort.

Sie trägt einen Zweiklang, erkannte Rounach. Zudem kannten sich die beiden. Ihm lief ein kalter Schauder den Rücken hinab. »Aber schau dir seinen Geldbeutel an.«

Das Grinsen des Mannes wurde breiter. »Ein Mastschwein bereit zum Schlachten.« Er griff zur Hüfte und zog ein Schwert. »Oder nimmst du Vernunft an, Bürschchen?«

Unwohl schätzte Rounach die Lage ein. Die beiden waren im Bunde miteinander. Ein Schwert hatte er nicht an der Frau gesehen, aber ein verborgener Dolch war im falschen

Moment genauso gefährlich. Solange sie die Laterne hielt, würde er es immerhin merken, wenn sie sich näherte. Wenn er zudem in eine der schmalen Seitengassen auswich, würde es keine Rolle spielen, ob sie mitkämpfte oder nicht.

Wie es die Etikette verlangte, verneigte er sich vor dem Räuber. »Ich bin Rounach, Sohn des Nielladoir.«

»Schön für dich, jetzt …«

»Ich wurde von einem der besten Schwertmeister der Stadt ausgebildet. Ich rate Euch davon ab, mich anzugreifen.«

»Bist du immer so ein Gockel? Meine Fresse, wenn du deine Münzen nicht sofort rausrückst, dann schlachte ich dich.«

»Ich nehme die Herausforderung an.« Damit zog Rounach ebenfalls blank. Die Aufregung eines echten Kampfes brandete in ihm empor.

»Die Herausforderung?« Sein Gegner zog Rotz hoch und spuckte ihm vor die Füße. »Nicht nur reich, sondern dumm, was?« Flinker, als man es ihm zutrauen mochte, schnellte er vorwärts und hieb nach der Klinge seines Opfers.

Solche Provokationen kannte Rounach nur zu gut und parierte sie unaufgeregt. Die Wucht der breiten Klinge überraschte ihn trotz allem und stieß seinen Anderthalbhänder beiseite, und der vermaledeite Rucksack zerrte an seinem Gleichgewicht. Zwar war die elegante Waffe dem Kurzschwert des Banditen in Sachen Reichweite überlegen, indes nutzte dieser die fehlende Deckung. Zwei Hiebe brachten Rounach in die Defensive, der Dritte aber, der nach seinem Hals zielte, öffnete ein Fenster zum Bauch des Angreifers. Der Sohn des Nielladoir parierte und trat zu.

Damit hatte der Räuber wohl nicht gerechnet. Er taumelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte. Die Überraschung in seiner Miene, die seinen Mund zu einem großen O formte, mutete schon beinahe komisch an.

Rounach nutzte die Gunst des Augenblicks und wich in die Seitengasse zurück. Dabei entledigte er sich rasch seines Rucksacks.

Stöhnend kam der Bandit auf die Beine. »Na warte, Bürschchen. Du hättest mich fertig machen sollen, als du die Gelegenheit hattest.«

»Es ist unehrenhaft, seinen Gegner nicht wieder aufstehen zu lassen«, korrigierte Rounach ihn. Aber wie konnte er von jemandem, der niederträchtig lebte, Benimm erwarten?

»Ich scheiß dir was von wegen Ehre, du Großmaul.« Im Laternenschein Deirdras, die ihnen in die Gasse gefolgt war, blitzte ein Dolch in der freien Hand des Mannes auf. Dann stürmte er mit einem wilden Aufschrei auf sein Opfer zu wie ein tollwütiger Bär. Angst kroch Rounach in die Glieder und drohte, ihn zu lähmen. Solch eine Wildheit im Kampf kannte er nicht. Trotzdem griffen Rounachs Reflexe, als sein Gegner zu einem heftigen Streich ansetzte, um ihn mit purer Kraft niederzustrecken. Ein Schritt nach vorn, ein lang geführter Stich, und die Schulter des Angreifers war durchbohrt.

Das Schwert fiel diesem mit einem Schmerzensschrei aus der Hand. Dennoch machten ihn allein der Schwung und die Masse des Mannes unaufhaltsam. Der Dolch, den er weiterhin festhielt, schnitt durch die Luft. Rounach entkam nur, weil er sich in den Rahmen einer Tür quetschte. Dann war der Kerl vorbei, kam schlitternd zum Stehen und wirbelte knurrend herum. Erst das Gefühl von Rounachs Schwertspitze an seiner Kehle kühlte sein Gemüt ein wenig ab.

»Gibst du auf?«, fragte der Sohn des Nielladoir. Das »Ihr« blieb ihm bei diesem Strauchdieb im Halse stecken. »Ich würde dich ungern noch mehr verletzen.«

Der Bandit knirschte derart heftig mit den Zähnen, dass man es hören konnte. »Willst du mich demütigen, du Hund?«

Selbst jetzt, in dieser unterlegenen Lage, wirkte er gefährlicher als jeder, mit dem sich Rounach je gemessen hatte. »Ich kämpfe nach den Regeln, die mein Schwertmeister mich lehrte. Sei froh darum, sonst hätte ich deine Kehle durchbohrt.«

»Versuchs nur.« Mit seiner massigen Pranke schlug der Mann die Klinge beiseite und stach mit dem Dolch zu. Nur hatte er seine Reichweite überschätzt. Rounach wich zurück und hieb nach der Waffenhand. Ein Jaulen, ein Klirren von Stahl auf Stein, und dann sank der Kerl mit einem dumpfen Laut auf die Knie. Er starrte auf seine verwundeten Finger hinab. Im matten Schein der fernen Laterne konnte man erkennen, wie rasch Blut die Hand schwarz färbte.

»Gibst du auf?«, fragte Rounach erneut.

»Du hast mich verstümmelt.« Von all dem harten Gebaren war nichts mehr übrig, nur noch ein klägliches Jammern.

Wild hin- und herschwankendes Licht und hastige Schritte ließen Rounach herumwirbeln. Die Komplizin seines Gegners stürzte herbei, starrte sie beide abwechselnd an und schlug dann entsetzt die Hand vor den Mund. Ein aufsteigendes Schluchzen schluckte sie schnell hinunter. »Kailen ist alles, was ich in dieser von den Mächten verlassenen Stadt habe. Bitte lass uns gehen.«

Kein Mitleid regte sich in Rounachs Brust. Dieses Lumpenpack hatte ihn nicht nur ausrauben, sondern auch töten wollen. Sie konnten von Glück reden, dass ein Eid ihn band. Ein Schwur, der ihn für ihr Leben verantwortlich machte. »Komm näher, und schau ihn dir an.« Zitternd wie Espenlaub folgte sie seinem Wunsch. Das Licht ihrer Laterne ließ Schlimmes erahnen. »Wenn du ihn jetzt mitnimmst, wird er verbluten. Die Finger sehen schlimmer aus, als sie sind, aber sieh dir seine Schulter an.« Der große dunkle Fleck, der das Grau der Jacke verschlungen hatte, sah übel aus. »Kennst du einen fähigen Heiler in der Nähe?«

»Brynn«, erwiderte sie prompt. »Aber sie wohnt in der *Gosse*.«

»Dann spute dich. Ich stille derweil die Blutung, so gut ich es vermag.«

Ungläubig starrte sie ihn an. »Aber … warum?«

»Weil ich ein besserer Mensch bin als ihr. Lass die Lampe da, und spute dich!«

Das löste die Starre. Zitternd stellte sie die Laterne auf den Boden, wandte sich ab und rannte um das Leben ihres Gefährten.

BRYNN

Vom Großmaul, das Rounach ans Leder wollte, war nur noch ein Häufchen Elend übrig. Offenbar merkte der Kerl, dass das Leben nach und nach aus seinen Wunden floss. Zwar beäugte er sein ehemaliges Opfer mit einer Mischung aus Unverständnis und Angst, aber er ließ ihn anstandslos die Wunden versorgen. Ein improvisierter Druckverband an der Schulter und ein abgeschnürter Arm über der Dolchhand verhinderten das Schlimmste. Der Mann konnte von Glück reden, dass beim Adel *Glenbarras* grundlegende Heilkunde zur Ausbildung am Schwert dazugehörte.

Die Zeit in der von der Öllampe erhellten Gasse floss zäh dahin. Nun, wo die Aufregung des Kampfes abflaute, ließ sie eine tiefe Müdigkeit zurück. Noch nie in seinem Leben hatte sich der Sohn des Nielladoir so sehr nach einem Bett gesehnt. Trotz alledem war er schlagartig wieder hellwach, als sich hastige Schritte näherten. Er zog das Schwert und brachte genug Abstand zwischen sich und Kailen. Eine Hand, die ihn zur falschen Zeit am Knöchel packte, konnte sein Leben kosten.

Um die Ecke herum rannte Deirdra, hinein in die Insel des Lichts. Dichtauf folgte eine hochgewachsene Frau, dunkel gekleidet und mit Kapuze, die eine kleine Tasche schräg über die Brust geschultert trug. Sie maß Rounach kurz abschätzig aus grünen Augen, dann das Schwert in seiner Hand. »Steck das Ding weg, sonst werde ich ihm nicht helfen.«

Vorsichtshalber trat er noch weiter zurück und befolgte ihren Befehl. Äußerst wachsam beäugte er jede ihrer Bewegungen, als sie sich neben dem Räuber niederkniete und ihren Beutel absetzte. Dabei fiel kurz Licht unter ihren offenen Mantel. Dolche, gleich mehrere, ragten aus einer Art

Lederharnisch. Spielte Deirdra ein falsches Spiel mit ihm und hatte Verstärkung geholt, statt einer Heilerin?

Gleichwohl begutachtete die Frau zunächst nur beide Verbände. »Das ist gute Arbeit. Hast du die gemacht?«, fragte sie mit einem raschen Seitenblick zu Rounach.

»Habe ich«, bestätigte er.

»Hm.« Sie befühlte die Stirn des am Boden Liegenden und fühlte den Puls an seinem Hals. Kopfschüttelnd kramte sie in ihrem Beutel. »Hast dich heute wohl mit dem Falschen angelegt, was, Kailen?«

Also kannten sie sich. Der Sohn des Nielladoir legte die Hand auf sein Heft. Doch sie holte ein Fläschchen heraus, entkorkte es und gab es dem Mann zu trinken.

Gierig schluckte er den Sud, hustete einmal und krächzte heiser: »Hast du gesehen, was für einen Geldbeutel er mit sich herumträgt?«

»Aber sein teures Schwert hast du übersehen, was? Moment mal …« Sie hob den Kopf und richtete die Augen auf Rounach. »Er versucht, dich auszurauben, du stichst ihn dafür ab und dann verbindest du ihn?« Wie von allein wanderten ihre Finger wieder zum Hals des Mannes. Zufrieden nickte sie.

»Das gebietet der Anstand«, stellte er klar. Allerdings beschlich ihn das Gefühl, dass man vom Kodex für Duelle in der Unterstadt nicht viel hielt.

»Ich werde ein Gebet zu den Schicksalsmächten für dich sprechen, dass dein Anstand dich nicht irgendwann das Leben kostet«, erwiderte sie, während sie den Verband an der Schulter löste. Mit geübten Handgriffen wusch sie die blutende Wunde mit etwas Klarem aus, träufelte eine magisch schimmernde Tinktur darauf und legte rasch einen frischen Verband an. Den Dolchen unter ihrem Mantel zum Trotz schien sie eine fähige Heilerin zu sein.

Sie wiederholte das Gleiche mit der verletzten Hand, ließ aber die Tinktur weg. »Deine Finger heilen gefälligst auf natürlichem Wege«, sagte sie zu Kailen. »Vielleicht lehrt dich das, weniger mordlustig und gierig zu sein.«

Methodisch verstaute sie ihre Utensilien, schulterte die Tasche und wandte sich Deirdra zu. »Du passt auf, dass er eine Stunde lang liegen bleibt. Schlag ihn bewusstlos, wenn er größenwahnsinnig wird. Du kennst ihn ja. Danach hat sich seine Schulter weit genug erholt, dass die Wunde durch Bewegung nicht aufreißt.« Damit trat sie aus dem Lichtschein in die pechschwarze Finsternis der Gasse.

»Was verlangst du für deinen Dienst?«, fragte Rounach, der ihr nichts schuldig bleiben wollte.

»Ich mache das nicht für Geld«, erwiderte sie knapp und bog um die Ecke. Rasch setzte er ihr nach, schnappte sich im Vorbeirennen seinen Rucksack und warf ihn sich über die Schultern.

Weit war sie nicht gekommen, als er sie einholte. »Ich bin Rounach.«

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, auch wenn er im fahlen Licht eines erleuchteten Fensters dessen Ausdruck nicht lesen konnte. Ihr Schnauben war hingegen nicht zu überhören. »Du steckst voller Überraschungen. Trägst den Namen eines Mörders, aber rettest diesen Strauchdieben das Leben?«

»Das gebietet der Anstand.«

Darauf lachte sie, kurz und hart. In dieser finsteren Nacht, in dieser Gasse ein befremdlicher Laut. »Du klingst wie einer von denen.« Sie deutete hangaufwärts. »Warte, warte. Bist du das Adelsbürschchen, über das sich alle das Maul zerreißen? Die Geschichte, dass der Sohn eines Fürsten einen Zweiklang bekommen hat, geht um wie ein Lauffeuer. Hab's bisher für bösartiges Geschwätz gehalten.«

Rounach wurde unwohl. Seine Schande kursierte überall in der Stadt? »Ja, der bin ich. Und ich fürchte, es ist wahr.«

»Warum bist du dann in der Unterstadt? Hat dich Vatilein vor die Tür gesetzt?« Das saß wie eine Ohrfeige. Weshalb war sie so bissig?

Verschnupft gab er Antwort. »Nein, ich ging aus freien Stücken. Um meine Schwester zu schützen und um nicht tatenlos dazusitzen, bis etwas Schreckliches passiert.«

»Hm«, erwiderte sie nur und schwieg. Erst als sie hinaus auf die Hauptstraße traten, hielt sie inne. Nachdenklich fragte sie: »Nicht tatenlos dasitzen?«

»Hm«, brummte er, immer noch beleidigt.

»Es … tut mir leid. Wenn man eine Weile in der *Gosse* lebt, dann redet man wie alle dort.«

Sollte das eine Entschuldigung darstellen? Auf mehr als das durfte er wohl nicht hoffen. »Mein Schicksal erfüllt die Menschen mit Schadenfreude?«, fragte er beim Versuch, sie zu verstehen.

»Du weißt nicht, wie das ist. Ihr seid da oben, unerreichbar für unsereins. Die Tore der Oberstadt werden nur durchlässig, wenn der Tag der Namenswebung kommt. Danach stoßt ihr uns zurück unter die Wolken. Niemand schafft den Aufstieg.«

Rounach dachte an Feresvega, hatte aber wenig Muße, jetzt darüber zu diskutieren. Zumindest ahnte er nun, was die Menschen hier trieb. »Dass einer von uns vor dem Schicksal in Ungnade fällt, erfüllt euch also mit Genugtuung.«

»Es ist eher ein Gefühl von wahrer Gerechtigkeit«, sagte sie leise, geradezu verschämt.

Das traf ihn mitten ins Herz. »Gerechtigkeit?«, fragte er fassungslos. »Es soll gerecht sein, dass ich Rounach heißen soll?« Die Lautzeichen auf seinem Handrücken leuchteten protestierend auf und tauchten das Gesicht der Heilerin in violettes Licht.

Erneut dehnte sich die Stille zwischen ihnen. Irgendwo jammerte eine Katze elendig. »Glaubst du wirklich, dass dir dieser Name fälschlicherweise gegeben wurde?« Es wunderte ihn, wie behutsam sie diese Worte aussprach. Dies war kein Protest, keine Häme und kein Vorwurf der Ketzerei.

Die Antwort wollte rasch über seine Lippen kommen, aber es fiel ihm erstaunlich schwer, sie auch nur zu teilen. Er war der Sohn einer langen Ahnenreihe von Namenswebern. Die Dogmen der Namensmagie flossen gewissermaßen in

seinem Blut. Aber was er im Zimmer seiner Schwester gelesen hatte, ließ ihm keine Ruhe mehr.

»Ich weigere mich, zu glauben, dass der Weber Alaisadair den richtigen Namen gewoben hat«, antwortete er aus voller Überzeugung. Erneut straften ihn die magischen Zeichen auf seinem Handrücken Lügen.

»Ich glaube dir«, sagte sie schlicht. »Was du in der Gasse für Kailen getan hast, war dumm. Aber so handelt kein Mörder.«

Wie brachte sie das fertig? Mit einem Satz schlug sie ihm ins Gesicht und mit dem nächsten war sie geradezu feinfühlig. »Danke … denke ich.«

Sie nickte in Richtung der Nebenstraße. »Wie bist du in dieses Schlamassel überhaupt reingeraten?«

»Ich war auf der Suche nach einer Herberge. Weiter oben haben sie mich wegen meines Namens immer rausgeworfen. Deirdra wollte mich zu einer bringen.«

Die Heilerin schüttelte darüber nur den Kopf. *Dumm,* geisterte sicherlich hinter ihrer Stirn umher. Unrecht hätte sie damit gar nicht mal. Was sie dann sagte, wollte wenig dazu passen. »Komm mit. Ich kenne einen Wirt in der Nähe, der mir noch was schuldet.«

Ungebeten kehrte die Erinnerung an die Dolche unter ihrem Mantel zurück. Zudem wusste sie, dass er viel Geld mit sich führte. »Wenn du versprichst, mich nicht umzubringen?«

»Ach, du bist goldig«, erwiderte sie heiter und klopfte ihm auf die Schulter. »Ich will dein Geld nicht. Das habe ich doch schon gesagt.«

Müde bis über beide Ohren und ratlos blieb Rounach nicht viel übrig, als ihr zu vertrauen. »Dann bin ich dir zu Dank verpflichtet.«

Sie schnaubte nur, verächtlich wie ihm schien, und machte sich hangabwärts ohne große Eile auf den Weg. Der Großteil der Stadt hatte sich inzwischen schlafen gelegt, und nur hier und da trennte schummriges Licht aus einem Fenster die Straße von vollkommener Dunkelheit. Eine

ungewohnte Stille lag über *Glenbarra,* und man hörte nicht viel, außer das Tappen ihrer Schritte auf dem Pflaster. Drei Abzweige später bogen sie in eine schmale Straße ein – zu breit, um eine Gasse zu sein, und zu schmal, um vertrauenserweckend zu wirken. Als dessen ungeachtet weitere Hinterhalte ausblieben, entspannte Rounach sich ein wenig.

»Darf ich fragen, wie du heißt?« Wie Deirdra sie vorhin genannt hatte, konnte unmöglich ihr richtiger Name sein.

Sie lachte leise. »Meine Güte bist du förmlich. Schwätzt ihr vom Adel alle so?«

Allmählich fühlte sich Rounach gekränkt. Er würde sich erst daran gewöhnen müssen, dass alle in den unteren Vierteln eine Schnodderschnauze und wenig Anstand besaßen. »Mir ist nie aufgefallen, dass jemand Anstoß daran nehmen würde.«

»Dann mach dich mal auf was gefasst«, erwiderte sie grinsend. »Ich bin Brynn.«

Wieder diese seltsame, einsame Klangsilbe. Auch ergab sie gar keinen Sinn. Jeder Name gab in der alten Sprache das Schicksal seines Trägers preis – nicht jedoch dieser. Auf dem Handrücken der Heilerin erschien indessen kein Leuchten. Also sprach sie die Wahrheit? Seine Neugier siegte, und er wagte einen Vorstoß. »Was hat es mit diesen Namen auf sich, die nur aus einer Klangsilbe bestehen? Dergleichen gibt es in der Oberstadt nicht.«

»Warum sollte es auch?« Schwang da Verbitterung in ihrer Frage mit? »Euch wird ja ein Vierklang geradezu in die Wiege gelegt.« Ein kurzer Seitenblick zu ihm. »Wenn man nicht gerade so viel Pech hat wie du. Habt ihr wirklich keinerlei Spitznamen?«

Davon hatte er schon mal gehört. Einige ihrer Bediensteten trugen welche, auch wenn das im Haus eines Aristokraten nicht gern gesehen war. Das war eher etwas, das die Diener pflegten, wenn sie sich unbelauscht wähnten. Seine Familie hingegen … »Wir lernen von Kindheit an, die Namen unserer Mitmenschen zu ehren. Ihn zu verballhornen käme uns wie eine Beleidigung vor.«

»Na gerade du solltest noch einmal über diesen Unsinn nachdenken«, meinte Brynn. »Die Menschen brauchen immer jemanden, auf den sie herabschauen können. Ein Zweiklang wie deiner ist da geradezu eine Einladung.«

Ratlos kratzte sich Rounach am Kopf. Der Gedanke, jemanden anders zu behandeln, nur weil er den falschen Namen trug, war ihm nie in den Sinn gekommen. »Das erscheint mir nicht richtig.«

»Du hast wirklich ein behütetes Leben geführt, bis du aus den Wolken gefallen bist, was?« Sie klang eher ungläubig als spöttisch. Eine Weile grübelte sie mit geneigtem Haupt vor sich hin. »Ich glaube dir sogar, dass dir das mit dem Spott fremd ist. Das heißt aber nur, dass du schrecklich naiv bist.«

»Sind in der *Gosse* alle so wie du?«, fragte er hilflos. Er wusste nicht so recht, wie er mit ihren andauernden Attacken umgehen sollte. »Habe ich dich mit irgendetwas beleidigt? Oder war Kailen ein Freund von dir oder dergleichen?«

Ihr Kopf wandte sich ihm im Gehen zu. »Ich bin einfach nur ehrlich zu dir. Die meisten anderen im Viertel der Ausgestoßenen würden dir für deine gedrechselte Art vermutlich eine reinhauen. Weil sie glauben, dass du sie auf den Arm nimmst.«

»Dann sollte ich mich wohl bedanken«, hielt er ironisch dagegen.

Brynn ging nicht auf seinen Spott ein. »Du bist anders, als ich mir die da oben vorgestellt habe. Vielleicht hast du sogar das Herz am rechten Fleck. Aber ich sag's dir klipp und klar: Unter den Wolken wirst du es damit verdammt schwer haben.

Wir sind übrigens da.« Unvermittelt klopfte sie an eine unscheinbare Tür.

»Das soll ein Gasthaus sein?« Rounach war mehr als skeptisch.

»Manchmal kommt man besser durch die Hintertür«, meinte sie nur. Wild hämmerte sie gegen das Holz. »Mach gefälligst auf, Uisdehan, du fauler Hund! Bist du etwa schon im Bett verschwunden?«

Noch nie in seinem Leben hatte er eine Frau derart laut brüllen hören, geschweige denn derart schimpfen. Im Innern rumpelte es, schwere Schritte näherten sich, und ein Riegel wurde beiseitegeschoben. Die Tür öffnete sich, und helles Licht ergoss sich auf die Straße.

Im Türrahmen stand ein stämmiger Mann mit feistem Gesicht und halber Glatze. Seine Schürze, die sich verdächtig spannte, war derart mit Flecken übersät, dass man ihre Farbe nicht mehr erkennen konnte. »Ah, Brynn. Charmant wie immer.« Dann wurde er ihrer Begleitung gewahr, und er wirkte mit einmal unruhig. »Du bist hoffentlich nicht gekommen, weil du etwas zu erledigen hast?«

»Ach was. Ich bringe dir nur einen Streuner vorbei, der ein Obdach sucht.«

»Na wenn das so ist.« Der Wirt rieb sich mit einem breiten Lächeln die Hände an der Schürze ab. Rounach war sich nicht sicher, was von beidem danach sauberer war. Trotzdem ergriff er sie, als er sie angeboten bekam. »Kommt rein, die Schenke ist noch offen, und ein Zimmer hab ich auch noch frei.«

»Ein anderes Mal vielleicht«, erwiderte die Heilerin, während sie seine Pranke schüttelte. »Und Uisdehan? Hau ihn nicht übers Ohr, ja?«

Der Wirt lachte, als hätte sie einen köstlichen Scherz gemacht. Ihr grünäugiger Blick bohrte sich ungeachtet dessen derart eindringlich in seinen Schädel, dass er sich in ein Räuspern flüchtete. »Du hast mein Wort.«

In was für eine zwielichtige Gastwirtschaft hatte Brynn Rounach gebracht? Offenbar durfte er nicht mehr erwarten, wenn er im Gegenzug seinen Namen nicht nennen musste. Auch war er inzwischen so elendig müde, dass ihm alles recht war.

»Danke für all deine Hilfe«, wandte er sich an Brynn.

Die winkte nur ab. »Lass dich nicht ausnehmen oder umbringen, ja?« Damit kehrte sie ihm den Rücken zu und verschwand in der Dunkelheit.

»Und nun rein mit dir«, rief der Wirt und klopfte ihm mit Wucht auf die Schulter. »Meine Gäste sind durstig, und das Bier schenkt sich nicht von allein aus.«

Das Zimmer, in das Uisdehan Rounach führte, entbehrte jeglichen Luxus. Es war eine kleine Kammer mit kleinem Fenster und kleinem Bett. Wie es aussah, hatte man es nur mit einem gefüllten Strohsack gepolstert – es machte aber sonst einen sauberen Eindruck. Eine Truhe, ein schlichter Stuhl und ein kleines Tischchen rundeten das Bild von Bescheidenheit ab. Dennoch schien es Rounach, er hätte selten etwas so Schönes gesehen. Die Müdigkeit trieb ihn wohl ins Delirium.

»Und? Recht so?«, fragte der Wirt.

»Es ist perfekt. Was soll es kosten?«

»Zwei *Glasán*. Jede Nacht im Voraus. Anschreiben ist nicht.«

Das schien ihm ein gerechter Preis zu sein. Er zählte mit dem Rücken zu seinem Gastgeber zehn Münzen ab und hielt kurz inne. Wenn das so weiterging, wäre sein Geldbeutel in wenigen Wochen leer. Diese Sorge beiseiteschiebend gab er dem Wirt das Silber. »Ich bleibe eine Weile.«

Uisdehan strich das Geld ein, nickte zufrieden und wünschte seinem Gast eine gute Nacht. Polternd schloss er die Tür.

Auch wenn Rounach erschöpft bis auf die Knochen war, widerstand er der Versuchung, sich kurz aufs Bett zu legen. Wenn er das tat, würde er vor Sonnenaufgang nicht mehr aufstehen. Er gähnte mehrmals herzhaft, während er sein Gepäck verstaute, sich rasch wusch und dann unter die Decke schlüpfte. Das Stroh pikste, die Decke kratzte und dennoch schlief er fast auf der Stelle ein.

KEIN EINFACHES LEBEN

Gestärkt mit einem schlichten, aber schmackhaften Frühstück trat Rounach am nächsten Morgen aus der Herberge. Draußen auf dem Marktplatz begrüßte ihn ein scheußlicher Nieselregen. Ein steifer Wind klatschte ihm in sein Gesicht und selbst eine tief heruntergezogene Kapuze schaffte da kaum Abhilfe. Trotz allem musste er grinsen. Regen gab es auf der *Insel über den Wolken* äußerst selten, schlichtweg, weil die Bewölkung fehlte.

Zum Vergnügen war er ohnehin nicht vor die Tür getreten. So üppig sein Vermögen in Münzen auch sein mochte, mit dem er sein Elternhaus verlassen hatte, so war es sehr wohl endlich. Vor ihm lag nicht ein Ausflug in die Unterstadt für ein paar Wochen oder Monate, er würde sein restliches Leben hier verbringen. So befremdlich der Gedanke auch war – Rounach musste sich eine Arbeit suchen.

Von seinem ausgiebigen Studium der Karten wusste er von einigen Schulen, die überall in der Stadt verteilt lagen. Die Bildung der Minderjährigen galt viel, schließlich war sie ein wichtiger Stein im Fundament der Zukunft. Nicht selten entschied sie mit über den Namen, der einem gewoben wurde. Rounach wusste, dass er eine exzellente Bildung durch seinen Präzeptor genossen hatte. Vielleicht genügte dies, um sich selbst als Lehrer zu verdingen.

In den Straßen und auf den Plätzen herrschte reges Treiben. Beinahe schien es, als würden die Bürger das miese Wetter gar nicht bemerken. An den Ständen wurde lebhaft gefeilscht, Lastenträger wuselten hin und her und aus diversen offenen Werkstätten drang der Lärm der Geschäftigkeit. All dies sog er begierig in sich auf. Es war so ganz anders als das gediegene, behäbige Leben in der Oberstadt. Eine besondere Faszination übten die Tiermenschen auf ihn aus,

die er hin und wieder erspähte – mal eine Hamsterfrau hinter einem Marktstand, mal einen Pumamann als Lastenträger. Da es in der Oberstadt außer Feresvega keine befellten Einwohner gab, war Rounach wie selbstverständlich davon ausgegangen, es müsse überall so sein.

Auch die Häuser entbehrten aller Pracht, die er von über den Wolken kannte und vermissten selbst deren Abglanz der Viertel hangaufwärts. Fachwerkbauten und Holzhäuser wirkten wie abgemagerte Familien, die sich eng auf viel zu kurzen Bänken zusammendrängten. Einige waren so schmal, dass er sich kaum vorstellen konnte, wie dort ein Zimmer hineinpasste.

Zugleich fiel ihm auf, dass viele Menschen ein entbehrungsreiches Leben führten. Schauben oder andere Langmäntel suchte er vergebens. Die Schecken und Beinlinge, schlicht genäht und aus grobem Stoff, wiesen allzu oft Spuren harter Arbeit auf. Dicke Bäuche waren eine Seltenheit, oft wirkten die Menschen mager oder gar abgehärmt. Zwar gab es auch hier solche, denen man einen bescheidenen Wohlstand ansah, allerdings waren sie klar in der Minderzahl.

Rounach fühlte sich mit seinen Kleidern, die er für schlicht gehalten hatte, seltsam deplatziert. Fehlender Zierrat hin oder her: Die feine Qualität seiner Stoffe und den modischen Schnitt konnte sich in der *Gosse* niemand leisten.

Nicht lange, da fand er, was er suchte: Am Platz des heiligen Fionolagh erhob sich ein mehrstöckiges Fachwerkgebäude, das von einem kleinen Türmchen mit einer mechanischen Uhr gekrönt wurde. Die Spende eines Adligen, soweit er wusste. Obgleich es sich klein gegen den Adelssitz seiner Familie ausnahm, flößte es Rounach Ehrfurcht ein. Es mochte auch daran liegen, dass er zum ersten Mal in seinem Leben als Bittsteller vorsprechen würde.

Er zog die Kapuze nach hinten, strich seine Kleider glatt und trat durch das große Eichenportal ein.

»Ihr wünscht?« Der grauhaarige Scholaster sah nicht einmal auf, als Rounach von einem Bediensteten in seine Amtsstube geführt wurde. Gehüllt in eine würdevolle Schaube voller Stickereien und anderem Zierrat, saß er über ein Schriftstück gebeugt, in dem er mit einer Schreibfeder Eintragungen vornahm.

»Seid gegrüßt, ehrwürdiger Herr. Ich suche eine Anstellung als Lehrer«, kam Rounach gleich zur Sache.

Der Schulleiter wirkte nicht, als wäre er für eine ausführliche Plauderei zu haben.

»Siebzehn mal dreizehn?« Auch diese Frage war dem Scholaster nicht Grund genug, das Haupt zu erheben.

»Zweihunderteinundzwanzig«, erwiderte Rounach ohne langes Nachdenken. Wer Häuser bauen wollte, musste gut rechnen können.

»Die drei ersten Namensweber?«

»Der Stadt oder weltweit?«

Ein ungnädiges Naserümpfen verriet Unbill. »Der Stadt selbstverständlich.«

»Der Heilige Fionolagh, Teadoir der Ältere und Gilleain vom Berg.« Als Kind hatte er es gehasst, die Ahnenreihen der Namensweber auswendig zu lernen. Wer hätte gedacht, dass das mal zu etwas gut sein würde?

»Buchstabiert bitte ›Rhetorik‹.«

Rounach tat, wie ihm geheißen.

»Gut, gut, er ist gebildet«, seufzte der Grauhaarige und legte die Feder beiseite. Nur widerwillig löste er sich von seinem Dokument und musterte seinen Gast von oben bis unten. »Und anständig gekleidet ist er auch noch. Trinkt Ihr?«

Was für eine ungehobelte Frage. Von einem Würdenträger seines Formats hätte er mehr erwartet. »In Maßen.«

»Spielt Ihr?«

»Karten?«, erwiderte Rounach leicht verunsichert. Er verstand die Frage nicht ganz.

»Um Geld?«

Rounach lachte, doch blieb ihm dies unter dem gestrengen Blick des Schulleiters im Hals stecken. »Das gilt als unehrenhaft, wo ich herkomme.«

»Schön, dass ich Euch erheitert habe«, schnappte der Scholaster. »Wo kommt Ihr denn her?«

»Ich bin im Haus der Schwarzen Rose aufgewachsen«, gab er wahrheitsgemäß zur Antwort. Die Richtung des Gesprächs gefiel ihm jedoch kein bisschen.

Die Augen des grauhaarigen Mannes weiteten sich vor Überraschung, was bei jedem anderen Menschen komisch angemutet hätte. Bei ihm wirkte selbst das missgünstig. »Seid Ihr der Sohn eines Kämmerers oder dergleichen?«

Rounachs Stimmung sank. Seine Familie konnte er ebenso wenig verleugnen wie seinen Namen, wenn er gefragt wurde. Das war keine Frage der Magie, sondern des Anstands. »Ich bin der Sohn des Nielladoir.«

»Ihr seid Rounach?«, horchte der Scholaster auf. Zum ersten Mal wirkte er voll und ganz interessiert.

Also hatte es sich wirklich schon überall herumgesprochen. »Der bin ich.«

»Das erklärt, weshalb Ihr eine Anstellung sucht. Wie unglücklich.« Die Mundwinkel des Schulleiters sanken derart weit nach unten, dass es schon einer Grimasse glich.

»Unglücklich?«

»Ein Mann mit Eurer Bildung und Eurem Benehmen würde sich gut an meiner Schule machen, das steht außer Frage. Ich möchte Euch auch versichern, dass ich keinerlei Vorbehalte gegen Menschen mit einem Zweiklang hege, solange sie noch kein Verbrechen begangen haben. Das Tragische ist, dass es die Eltern meiner Schüler anders sehen werden. Ich muss den Ruf meiner Schule schützen. Das versteht Ihr sicherlich.«

Rounach verstand. Er begriff, dass dieser scheinheilige Heuchler genauso Angst vor seinem Namen hatte wie der vermeintliche Pöbel, von dem er sich abzuheben suchte. »Was ist mit den Kindern von Zweiklängen? Die könnte ich sicher unterrichten?«

»Wie kommt Ihr auf die absurde Idee, ich würde solches Gesindel in meiner Schule dulden?« Die Stimmung sank unter den Gefrierpunkt.

»Danke, dass Ihr mich angehört habt«, erwiderte der Sohn des Nielladoir mit einem bemühten Lächeln.

»Das ist das Mindeste«, behauptete der Scholaster, schon wieder über sein Schriftstück gebeugt. Während er nach der Feder griff, fügte er noch gedankenverloren hinzu: »Schaut einmal in der Schule im Weberviertel vorbei. Die suchen seit Monaten vergebens, und ihr Ruf ist ohnehin schon zweifelhaft.«

Kopfschüttelnd ließ Rounach den grauhaarigen Mann mit seiner wichtigen Arbeit allein.

Einige Stunden später fühlte sich Rounach regelrecht ausgehöhlt von Enttäuschung und verließ mit hängenden Schultern das aus Granitblöcken errichtete Gebäude der Schule an der Seilerstraße. Viele Meilen, Stunden des Wartens und Bangens sowie fünf erniedrigende Gespräche lagen hinter ihm. Wortwechsel, die stets hoffnungsvoll begannen und mit der Nennung seines Namens unschöne Wendungen nahmen. Beim letzten hatte er sogar versucht, den Schulleiter in eine philosophische Debatte zu verwickeln, um über den wahren Wert eines Menschen zu sprechen. Der lebhafte Austausch hatte nichts daran geändert, dass Rounach der Schule verwiesen wurde.

Dabei stand seine Eignung nicht in Frage. Es war schlichtweg so, dass ein falscher Name schwerer wog als Bildung und Charakter. Was für ein freundlicher Ort war diese Welt noch gewesen, als der Name seiner Familie Türen geöffnet hatte, statt sie mit dem Vornamen zu verschließen.

Ach was, nicht jeder kann so sein. Dieser Gedanke schenkte Rounach neuen Mut. Morgen würde er es weiter versuchen. Jetzt wurde es Zeit für ein Dach über dem Kopf, ein warmes Mahl und einen Krug Gebrautes. Auch diese Aussicht ließ seine Stimmung steigen. Also warf er sich die Kapuze über

den Kopf und machte sich auf den weiten Weg zurück zu seiner Herberge.

So ganz wollte es ihm dennoch nicht gelingen, sich von seinen Rückschlägen zu erholen. Das einst so exotische Gefühl von Regen in seinem Gesicht hatte seinen Zauber verloren.

Fünf Tage später zahlte Rounach dem Wirt Uisdehan weitere zehn Silber. Nicht, weil es ihm in der Herberge so gut gefiel – sie war bestenfalls passabel und das Essen zweifelhaft. Aber weder war es ihm bisher gelungen, eine akzeptable Anstellung zu finden, noch in einem der Mietshäuser der Stadt unterzukommen. Wo immer Tagelöhner anstanden, erhielten Dreiklänge den Zuschlag. Sie galten als »von besserer Eignung«. Auch bei freien Wohnungen kam unweigerlich der Name zur Sprache. Entsprechend ging er stets leer aus, während solche von »untadeliger Herkunft« genommen wurden – lächerlich.

Missmutig ließ Rounach sich ein Bier zapfen und schaute sich um. Die Schankstube war klein, die Tische standen dicht gedrängt, und es roch zu jeder Tageszeit nach verschüttetem Bier. Das hielt die Gäste nicht davon ab, zu kommen. Im Gegenteil: Heute Abend war sie gut besucht. An jedem Tisch saß jemand, aber wenigstens waren noch Plätze frei. Also setzte er sich auf den nächstbesten Stuhl zu drei lautstark plaudernden Gesellen. Die verstummten und sahen sich irritiert an.

Rounach wusste, was nun folgen würde. »Kann es vielleicht ein friedlicher Abend werden, wenn ich euch eine Runde ausgebe?«, fragte er und nahm einen Schluck. Das Zeug schmeckte gar nicht so übel.

»Wir pfeifen auf dein Geld, Zweiklang. Im Gegensatz zu dir verdienen wir unser Silber ehrlich. Setz dich an einen Tisch zu deinesgleichen.«

Kurz überlegte Rounach, ob er klarstellen sollte, dass er keine Einnahmen hatte, verzichtete aber darauf. Soweit er wusste, verkehrten in diesem Gasthaus nur ehrbare Leute.

»So unterschiedlich sind wir gar nicht. Ich habe keinen anständigen Namen und du keinen Anstand.«

»Dir werd' ich was«, brauste einer der drei auf und hatte sich schon halb erhoben, aber sein Kompagnon hielt ihn zurück. Er raunte dem Streithammel etwas zu und schüttelte den Kopf.

»Wir suchen uns einen anderen Tisch. Erstick an deinem Bier!« Damit standen die drei auf und gesellten sich zu anderen Gästen. Rounach saß wieder allein.

Seufzend trank er einen großen Schluck. Irgendwie hatte es sich herumgesprochen, wie er hieß. Aus »der Neue im Viertel« war »der Zweiklang« geworden. Dass Uisdehan ihn trotz der Unruhen, die es gab, noch nicht vor die Tür gesetzt hatte, rechnete er ihm hoch an. Vielleicht schuldete er es aber auch einfach nur Brynn. Wer vermochte das schon zu sagen?

Die Tür schwang auf und brachte einen Schwall kalte Luft mit sich, die in der stickigen Stube mehr als willkommen war. Erst nach einer Weile drang noch etwas anderes durch seine trüben Gedanken an sein Bewusstsein: Die Gespräche ebbten ab und verstummten dann ganz. Alarmiert hob der Sohn des Nielladoir den Kopf.

In der Tür, hinter der Nacht und Regen regierten, erhob sich ein Kerl, den man nur finster nennen konnte. Nicht nur seine Kleider mit Kapuze waren schwarz, auch das wettergegerbte Gesicht wirkte hart und unfreundlich. Die dunklen Augen suchten mit bohrender Eindringlichkeit alle anwesenden Gäste ab. An Rounach blieb er schließlich haften. Endlich schloss er die Tür, durchquerte den Raum und setzte sich an dessen Tisch.

»Seid Ihr Rounach?«, fragte er. Das Lächeln, das er bemühte, war so echt wie der Goldzahn, der dabei durchblitzte.

Ungeachtet dessen wurde der Sohn des Nielladoir hellhörig. Die förmliche Anrede passte nicht zum Äußeren des Kerls. »Der bin ich.«

Ein unverhohlenes Starren auf seine Hand am Bierkrug schien dem Finsterling als Beweis zu genügen. »Ich habe eine Botschaft für Euch, die ein wenig zu … delikat ist für einen fürstlichen Boten.« Bei diesen Worten griff er in die Innenseite seiner Schecke und brachte einen Briefumschlag hervor. Verstohlen schob er ihn über den Tisch. Die anderen Gäste sahen es sehr wohl, schließlich gafften sie alle.

Na wunderbar. Ein weiterer Sargnagel für mein Ansehen.

Als Rounach das Siegel auf dem Kuvert erblickte, vergaß er alles um sich herum. Eine Rose in schwarzem Wachs. Dass die Fürstenkrone fehlte, hieß, dass die Nachricht nicht von Nielladoir selbst stammte. Rasch überprüfte er, ob das Wachs beschädigt oder irgendwie manipuliert worden war. Nein, alles war in bester Ordnung. Freude und Aufregung schlugen Purzelbäume in seinem Herzen, als er das Siegel brach und den Brief herauszog. Es war die Handschrift seiner Schwester.

Kleiner Bruder,

ich kann nur vermuten, dass meine Worte dich dazu brachten, das Haus zu verlassen. Ich …

Der Bote räusperte sich vernehmlich. Rounach hob den Blick. »Was schulde ich Euch?«

»Der Botengang ist bezahlt, aber die Eile hat mich durstig gemacht. Sicherlich ist eine gute Nachricht von Eurer Schwester ein Getränk wert?«

»Sicher, sicher. Holt Euch, was Ihr wollt. Sagt dem Wirt, dass es auf meine Kappe geht.«

»Besten Dank«, brummte der finstere Mann zufrieden und erhob sich.

Der Sohn des Nielladoir bekam es nur am Rande mit, denn seine Aufmerksamkeit galt schon wieder dem Brief.

Ich kenne dich gut genug, dass du es wohlüberlegt und aus edlen Absichten getan hast. Trotz alledem ersuche ich dich, mich um Mitternacht in meinen Gemächern aufzusuchen. Vater verbirgt etwas vor uns. Etwas, das mit deiner Namenswebung in Verbindung steht. Ich bin sicher, dass wir in dieser Nacht dein Schicksal wenden können.

In tiefer Verbundenheit
Deine dich liebende Schwester.
PS: Cieran kennt Wege, die der Stadtgarde unbekannt sind. Er wird dich führen.

Wie aufs Stichwort ließ sich der Bote wieder Rounach gegenüber nieder. Wenig sanft stellte er zwei tönerne Kelche auf den Tisch, sodass die dunkelrote Flüssigkeit darin überschwappte. Einen schob er Rounach zu.

»Keine Zeit für Müßiggang, wir müssen los«, wehrte dieser ab. In seinem Kopf tobten die Worte seiner Schwester umher wie eine scheu gewordene Herde Pferde. Sein Schicksal wenden? Was hieß das? Und was verbarg Vater vor ihnen? Ging es um den »schrecklichen Fehler«, den er am Tag der Namenswebung erwähnt hatte?

»Immer langsam. Meine Order lautet, Euch zum zwölften Glockenschlag abzuliefern. Nicht früher, nicht später.« Der Mann hob zuprostend seinen Kelch. »In einer halben Stunde brechen wir auf.« In aller Seelenruhe trank er einen Schluck.

Fassungslos starrte Rounach ihn an. Sein Führer schien mit allen Wassern gewaschen und vermutlich brauchte es auch eine gewisse Gemütsruhe, um als Schmuggler erfolgreich zu sein. Falsche Hast machte unvorsichtig. Das kühlte seine Ungeduld ein wenig ab und schlagartig wurde er sich seiner eigenen Nachlässigkeit bewusst. Dieser Kerl wirkte nicht wie jemand, mit dem seine Schwester ohne weiteres verkehren würde. Er sprach zwar gehoben, war aber sonst ein rauer Geselle. »Ihr seid Cieran?«, fragte er vorsichtshalber.

Ein schiefes Lächeln erschien im Gesicht des Mannes, diesmal unverfälscht und geradezu sympathisch. Demonstrativ legte er seine rechte Hand auf den Tisch. »Das ist der erste kluge Satz, den ich heute höre. Ja, ich bin Cieran.« Kein anderer Name leuchtete protestierend auf.

Erleichtert griff Rounach nach seinem Kelch und schnupperte daran. Darin befand sich ohne Frage Wein, aber er roch ungewöhnlich würzig. Besonders trat eine moschusartige Note hervor, die an Engelwurz erinnerte. »Was habt

Ihr in meinen Wein getan?«, fragte er nun äußerst auf der Hut.

»Echte Männer trinken Würzwein. Der blanke Rebensaft ist was für Mädchen, Eunuchen und den Adel.« Cieran grinste spöttisch. »Da Ihr nun unter den Wolken weilt, solltet Ihr Euch daran gewöhnen.«

Erneut schnupperte Rounach am Getränk. Ja, es stimmte, dass der Adel gewürzten Wein mied. Nicht, weil er nicht schmeckte, sondern weil er bestens dazu taugte, den Geschmack von Giften zu überdecken. Misstrauisch stellte er den Kelch wieder ab.

»Schaut euch das an«, rief der Bote und hob seinen eigenen Becher zu einem spöttischen Trinkspruch. »Der feine Herr ist zu weich für unseren Würzwein.« Ein fröhliches Gelächter machte die Runde, und nicht wenige erhoben eigene Kelche und tranken demonstrativ daraus. Hilflos blickte Rounach zu Uisdehan, der hinter den Tresen nur die Lippen schürzte und mit den Schultern zuckte.

Cieran beugte sich vor. »Mal ehrlich. Wenn ihr da oben alle einen Vierklang habt – wieso traut ihr euch da gegenseitig Vergiftungen zu? Gebt schon her, bevor das gute Zeug umkommt.« Träge griff er nach Rounachs Becher.

Der war schneller. Wie konnte er sich nur so verhalten wie alle anderen? Jemandem zu misstrauen, nur weil er einen Zweiklang trug. Manche Dinge gingen wohl tiefer als die Vernunft – hinab in das kulturelle Gedächtnis dieser vermurksten Gesellschaft. Ohne weiteres Federlesen trank Rounach einen Schluck. Mannigfaltige Aromen umspielten seine Zunge und bildeten zusammen mit dem Honig im Wein eine süße Harmonie. Genüsslich lauschte er auf das, was seine Zunge ihm erzählte. »Bei den Mächten ist das gut.«

»Meine Rede«, entgegnete der Bote. »Ihr Aristokraten schafft es doch immer wieder, euer eigentlich perfektes Leben selbst zum Jammertal zu machen.«

Rounach lachte auf. Stutzte und lachte erneut, zum ersten Mal seit wer weiß wie langer Zeit. Es war wie eine

Befreiung. »Da werde ich Euch nicht widersprechen.« Ausgelassen nahm er noch einen Schluck und schwelgte in dem Genuss. Erneut lächelte Cieran milde und wirkte mit einem Mal gar nicht mehr so hart und unnahbar.

So saßen sie eine Weile und sprachen ihrem Getränk zu, bis es sich neigte und die Zeit zum Aufbruch gekommen war.

Hastig betrat Rounach seine Kammer und suchte alles zusammen, was er für den Abstecher in die Oberstadt benötigen würde. Die dunkle Wollkleidung aus grobem Stoff, die er gekauft hatte, um sich weniger vom gemeinen Volk abzuheben, würde ihm gute Dienste leisten. Eine Kapuze würde bei Bedarf sein Gesicht verbergen. Auch gürtete er ohne groß darüber nachzudenken sein Schwert. Seine Begegnung mit dem Räuberpärchen hatte ihm bewusst gemacht, dass man zu später Stunde besser nicht unbewaffnet in der Stadt umherlief. Zudem hatte ihn jene Nacht den Wert einer guten Blendlaterne gelehrt, die er nun aus seiner Truhe holte. Ebenfalls würde er den Schlüssel zum Rosengarten benötigen. Nur war dieser nicht da.

Eiskalt fuhr ihm der Schrecken in die Glieder. Die Worte der Wachfrau am Gartentor klingelten in seinen Ohren: »Die Sorge ist groß, Assassinen könnten einen Schlüssel erbeuten und Einlass erhalten.« Genau aus diesem Grund hatte er ihn nicht am Mann getragen, schließlich waren die Taschendiebe der Stadt in aller Munde. Nie war ihm in den Sinn gekommen, dass sich jemand an seiner Truhe zu schaffen machen …

Ah, da war er. Offenbar war das Beutelchen mit ihm im Laufe der Tage verrutscht. Rounach ließ ihn auf seine Handfläche gleiten und begutachtete ihn. Ja, das war er, ohne Frage. Erleichtert verbarg er ihn unter seinem Wams, wo sich bereits der Brief seiner Schwester befand.

So gerüstet für die Nacht stieg er wieder die Treppe hinab, wählte aber dieses Mal den Hinterausgang.

Cieran wartete bereits, vollkommen in sich ruhend. »Bereit für Schleichpfade?«

Ein Hauch von Abenteuer lag in der Luft. Begleitet von dem süßen Versprechen, dass diese Nacht alles ändern konnte. »Das und noch viel mehr.«

DER ROTE SCHLEIER

Sie waren noch nicht lange unterwegs, da wurde Rounach bewusst, dass Cieran ein Könner seines Fachs war. Er wählte Seitenstraßen und schmale Gassen mit schlafwandlerischer Sicherheit, als hätte er selbst von den kleinsten Pfaden eine Karte im Kopf. Auch kannte er Durchgänge, die ganz sicher nicht für den normalen Bürger gedacht waren. Offene Kellerluken verschafften ebenso unerwartete Abkürzungen wie ein rascher Abstecher in die Kanalisation. Einige der Wege, die sein Führer wählte, kannte der Sohn des Nielladoir von den Stadtplänen her, andere waren ganz sicher nirgends verzeichnet.

Auf diese Weise kamen sie rasch voran, obwohl sie sich hangaufwärts bewegten. Der Fuß der Steilwand, über dem sich die Oberstadt erhob, war nach einer Stunde erreicht. Jedoch konnte der Sohn des Nielladoir außer nacktem Fels nichts erkennen. »Und nun?«, fragte er ratlos seinen Führer.

»Wird geklettert. Keine Sorge, es ist narrensicher.«

Machte es Sinn zu erwähnen, dass er kein Narr war? Vermutlich nicht. Stattdessen folgte er Cieran nach links. Hinter der letzten Häuserreihe befand sich ein schmaler, trockengelegter Graben – ungewöhnlich für *Glenbarra*. Er bot einen hervorragenden Schleichpfad, bis sie zu einem Spalt in der Felswand kamen. Dieser mochte vielleicht zwei Ellen in der Breite messen und wirkte, als wäre er über die Jahrhunderte von Wasser aus dem Felsen gewaschen worden.

Nun begriff Rounach. »Das war der Lauf der Siebten Quelle, richtig?«

Cieran sah ihn kurz durchdringend an. »Na schau mal einer an«, brummte er. Dabei beließ er es und trat in den Spalt hinein. »Rücken an die eine Wand, Füße an die andere. Den Rest übernehmen Beine und Arme.« Ohne eine Reaktion abzuwarten, begann er den Aufstieg.

Wenig begeistert sah der Sohn des Nielladoir ihm hinterher. »Was, wenn ich falle?«

»Dann sterbt Ihr. Oder Ihr macht Euch ein bisschen breiter und bremst von ganz allein den Fall. Narrensicher.« Dann verschluckte die Dunkelheit den Mann vollends.

Zwar wusste Rounach von den Plänen, dass oberhalb des versiegten Wasserfalls ein Durchbruch in der Mauer auf ihn wartete, allerdings lockte ihn das wenig. Die Vorstellung, bei Nacht und Nebel sein Leben bei einem Sturz aus schwindelerregender Höhe zu riskieren, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Dann rief er sich in Erinnerung, wie schwierig es für ihn gewesen war, durch die Tore der Mauer hinauszukommen. Wie es enden würde, wenn er die umgekehrte Richtung ging, konnte er sich ausmalen. Es blieb nur noch eine Stunde, also musste er sich sputen.

Mit einem tiefen Atemzug zwang Rounach sich zur Ruhe und trat ebenfalls in den Spalt. Irgendwo über sich hörte er leises Schaben und Stöhnen. Ein weiteres Durchatmen später, machte er es seinem Führer nach. Anfangs kam er kaum voran, bis er anfing, zwischendurch immer wieder die Füße auch auf beiden Wänden zu platzieren, um sich hochzudrücken. Seine weichen Stiefelsohlen schmiegten sich gegen den Fels, und er fühlte sich erstaunlich trittfest. Zuversichtlich schob er sich höher und höher. Schließlich fand er einen Rhythmus, der sich geradezu gut anfühlte. Bis zu dem Zeitpunkt, als er das erste Mal aus dem Spalt herausschaute.

Wie immer waberte der Wolkennebel zwischen und über den Häusern der Unterstadt. Trotzdem konnte man die nächstgelegenen Dächer und einige wenige erleuchtete Fenster erahnen. Beides machte deutlich, dass Rounach es schon über die Giebel geschafft hatte. Zunächst keimte Zuversicht in ihm auf, bis ihn ein fallender Stein traf. Er prallte schmerzhaft auf seine Hand und stürzte dann an ihm vorbei in die Tiefe. Das knirsch-splitternde Geräusch des Aufpralls schnitt durch seine Selbstbeherrschung und öffnete der Angst Tür und Tor. Einem gierigen Monster

gleich fiel sie ein und fraß sich an seiner Vernunft satt. Aus Angst wurde Panik, die Rounachs Glieder lähmte. Bilder seines am Grund zerschellenden Körpers fluteten seinen Geist: verrenkte Gliedmaßen und zertrümmerte Knochen.

Komm, reiß dich zusammen! Indessen genügte der Gedanke, auch nur einen Finger oder einen Zeh von der Wand zu nehmen, um noch mehr zu verkrampfen. Das Blut rauschte derart laut in seinen Ohren, dass er meinen konnte, die siebte Quelle wäre neu entsprungen.

Mühevoll löste er eine Hand, setzte sie zitternd hinter sich und schob sich mit blanker Willenskraft hoch. Einen weiteren Fuß nach oben, mit dem anderen Bein durchdrücken. Vollkommen außer Atem von dieser plötzlich unmenschlichen Anstrengung hielt er inne.

»Von Höhenangst habt Ihr nichts gesagt«, brummte Cieran, der wie aus dem Nichts über ihm auftauchte.

»Ist neu für mich«, presste Rounach mühsam hervor.

»Augen weg von der Stadt«, kommandierte sein Führer. »Schaut nur mich an. So lange ich nicht falle, schafft Ihr das auch.«

Rounach hörte auf seinen Rat. Tatsächlich wurde es gleich ein wenig besser.

»Jetzt konzentriert Euch voll und ganz auf jede Bewegung, die ich mache. Nur diese eine kleine Sache. Immer eins nach dem anderen. Was bei mir gelingt, geht auch bei Euch.« Cieran platzierte Hände und Füße in aller Ruhe neu, Rounach tat es ihm gleich. Eine Bewegung nach oben, die er nachahmte. Eine Stützhaltung, die er auch einnahm. Der nächste Schub.

Auf diese Weise kam er wieder in Bewegung, und mit jedem kleinen bisschen, das sie nach oben kamen, fiel ein Stück der Angst von ihm ab. Als sich dann nach einer quälend langen Ewigkeit die Schwaden zu lichten begannen und erste Sterne durchblitzten, wähnte er sich als glücklichster Mensch auf dieser Welt.

Vollkommen ausgelaugt zog sich der Sohn des Nielladoir schließlich über die Kante, keine zwei Schritte von der

inneren Stadtmauer entfernt. Schnaufend wie ein Ross nach einem weiten Galopp ließ er sich auf den Rücken fallen und starrte zu den Sternen empor. »Danke«, stieß er hervor. »Ohne Euch wäre ich da nicht weggekommen.«

»Und irgendwann entkräftet abgestürzt«, meinte Cieran trocken. »Tot kann ich Euch schlecht bei der Fürstentochter abliefern, was?«

Rounach lachte leise. »Gebt mir noch einen Moment, sonst könnte das noch passieren.«

Sein Führer taxierte *Ghealachín,* der blassleuchtend über ihnen am Himmel stand. »Den haben wir, würde ich sagen. Keuchend und zitternd zieht Ihr nur ungewollte Aufmerksamkeit auf Euch.«

Also rasteten sie eine Weile, bis eine ferne Turmuhr die letzte halbe Stunde des Tages einläutete.

Der restliche Weg bis zum Anwesen der Schwarzen Rose verlief erfreulich ereignislos. Beide hatten ihre dunklen Kapuzen und Schecken als Bündel zusammengerollt beim Mauerdurchbruch der siebten Quelle versteckt und trugen nun ausreichend vornehme Kleidung, um nicht aufzufallen.

So kamen sie unbehelligt an das kleine Tor in der Grundstücksmauer, das zum Rosengarten führte. »Hier trennen sich unsere Wege«, beschloss Rounach und bot seinem Führer die Hand zum Abschied.

Der dachte nicht daran, einzuschlagen. »Ganz sicher nicht. Ich werde nur bezahlt, wenn ich Euch bei Eurer Schwester abliefere.«

»Und ich sage Euch: Weder hat jemals einer, der nicht von der Blutlinie der Schwarzen Rose ist, dieses Tor durchschritten, noch werde ich damit brechen.«

»Eure Tradition ist mir reichlich egal«, knurrte Cieran, nun wieder ganz der harte Hund.

Rounachs Misstrauen bei ihrer ersten Begegnung kehrte zurück. »Ich kenne Euch nicht und weiß nicht, wie meine Schwester zu Euch steht«, herrschte er ihn an. »Ich werde keinen Fremden in unser Anwesen einlassen.« Ein wenig

erschrocken über diesen Gefühlsausbruch fügte er ein wenig versöhnlicher hinzu: »Ich kenne mich im Schloss ohnehin besser aus als ihr. Das hoffe ich zumindest. Ich weiß, wie ich ungesehen an mein Ziel komme.«

»Wenn Ihr Euch dusselig anstellt und ich daher mein Geld nicht bekomme, dann hole ich es mir von Euch. Ist das klar?«

Rounach lief es kalt den Rücken hinunter. Dieser Kerl machte keine halben Sachen. »Abgemacht. Gehabt Euch wohl.« Erneut bot er seine Hand an, aber Cieran schnaubte nur und wandte sich ab.

»Feine Leute sind eine Seuche«, grummelte er, während er von dannen zog.

Nur um sicherzugehen, wartete der Sohn des Nielladoir noch eine Weile aufmerksam lauschend, bis er den Schlüssel hervorholte. Nach einem letzten prüfenden Blick in beide Richtungen schloss er das Tor und schlüpfte hindurch.

Der Rosengarten der Familie lag verlassen da. Wenn keine Wache zugegen war, dann gab es wohl auch keinen großen Empfang in der heutigen Nacht. Gut für Rounach, denn das bedeutete, dass die meisten Bediensteten in ihren Betten schliefen. Die Dienstbotengänge, die sich wie ein unsichtbares Labyrinth hinter den prachtvollen Gemächern des Schlosses verbargen, würden verlassen daliegen.

Das setzte voraus, dass Rounach irgendwie hineingelangen konnte. Die Turmuhr in der Stadt verkündete, dass nur noch eine Viertelstunde bis Mitternacht blieb. Er musste sich sputen. Zügig, aber mit aller gebotenen Wachsamkeit, durchquerte er den Rosengarten. Die Blendlaterne, auf kleinste Flamme gedreht, genügte gerade einmal, um drei Schritte weit zu sehen. Zum Glück kannte er die Wege in- und auswendig. Am Bogen angelangt, der durch den Gesindeflügel zum Innenhof führte, spähte er um die Ecke und lauschte. Die Talglampen waren erloschen, und außer einem fernen Käuzchen hörte er nichts. Gut.

Weiter huschte er zum Einlass auf der linken Seite des Durchganges. Wie es sich gehörte, fand er diesen verschlossen vor. Kurz wallte Zorn in ihm auf. Die Zeit drängte.

Auf der gegenüberliegenden Seite hingegen hatte Rounach mehr Glück. Ohne Widerstand glitt die Tür nach innen auf.

Leichtsinnige Tölpel! Ein Attentäter hätte leichtes Spiel, in das Schloss einzudringen, nur weil irgendein Lakai nachlässig war.

Verwirrt hielt er inne. Wieso ärgerte er sich so sehr? Solch eine Wut wollte gar nicht zu ihm passen. Achtsam sog er tief Luft ein und ließ den Atem langsam wieder entweichen. Sein Herz pochte dennoch viel zu wild in seiner Brust. Vielleicht lag das an den Kopfschmerzen, die sich gerade ankündigten.

Nahezu ohne nachdenken zu müssen, schritt er zügig durch schmale, schmucklose Korridore, vorbei an vielen geschlossenen Türen. Für seinen Geschmack hallten seine Schritte viel zu laut von den Wänden zurück. Als Kind hatte er oft genug das Schloss erkundet, um sich auch im Gesindeflügel blind zurechtzufinden. Daher wusste er, dass es bei der Waschküche, am Ende dieses Flures, einen Durchgang zu den Dienstbotengängen gab. Da der auf dieser Seite des Gebäudes eine ganz normale Tür war – und nicht wie im Haupttrakt eine in der Wand verborgene – fand er sie ohne Mühe. Hinein schlüpfte er in das hinter den Wänden verborgene Labyrinth.

Während Rounach leise durch die verwinkelten und sich verzweigenden Gänge schritt, wanderten seine Gedanken zum Schreiben seiner Schwester. Welche Geheimnisse Vater wohl vor ihnen verborgen hielt? Wie konnte irgendetwas davon im Zusammenhang mit seiner Namenswebung stehen? Hatte der Fürst der Schwarzen Rose etwas getan, das sich derart schaurig auf Rounachs Schicksal auswirkte? Etwas, das ihn am Ende zu einem Mörder werden ließ?

Das sähe Vater ähnlich. Seine Machenschaften und seine Ränkespiele waren dem Fürsten immer wichtiger gewesen als sein eigen Fleisch und Blut. Seinem Sohn hatte er bereits

als Kind gesagt, dass er auf ihn verzichten konnte, falls er Schande über das Haus der Schwarzen Rose bringen würde. Rounach erinnerte sich noch gut an jenen Tag, an dem ihm sein Vater das eiskalt ins Gesicht gesagt hatte. Erneut stieg Wut in ihm empor, begleitet von stechenden Kopfschmerzen.

Das war nur der Anfang gewesen. Vater hatte ihn stets selbst für die kleinsten Fehler im Benehmen gezüchtigt. Hinzu waren die verbalen Demütigungen gekommen, mit denen er Rounach selbst in der Öffentlichkeit überzogen hatte. Als Anlass genügte da schon ein verwechselter Name beim Gruß oder eine Verbeugung, die zu tief oder zu hoch ausfiel. Dann traf ihn eine Erkenntnis, die ihn innehalten ließ.

»Wusstest du eigentlich, dass wir Weber in unsere eigene Zukunft schauen können?«, hatte seine Schwester zu ihm gesagt.

Hatte sein Vater damals die seines Sohnes gesehen und war deswegen so hart zu ihm gewesen? *Hat er versucht, den Zweiklang aus mir herauszuprügeln? Aber das Schicksal formt sich doch bis zur Volljährigkeit. Am Ende wird mich gerade seine Härte zum Schlächter werden lassen!*

Erst als sich ein roter Schleier über das wenige Licht der Lampe legte, merkte Rounach, wie rasend ihn dieser Gedanke machte. Mit voller Konzentration wollte er sich zur Ruhe zwingen, als eine weitere Frage ihn endgültig aus der Bahn warf: Wie viel wusste seine Schwester? Sie war in die Geheimnisse der Namensmagie eingeweiht. Einmal, vor einigen Jahren, hatte sie aus Spaß in seine Zukunft geblickt und ihn damit aufgezogen, ihm seinen Namen nicht zu verraten. Hatte sie gewusst, welches Schicksal ihn erwartete? Er musste sie zur Rede stellen.

Jegliche Vorsicht über Bord werfend rannte er durch die Dienstbotengänge, fand die richtige Geheimtür und stürmte in das Gesellschaftszimmer seiner Schwester. Es war verlassen. *Verlassen?* Ungläubig sah er sich um.

Aufgepeitscht preschte er zu der Tür ihrer privaten Gemächer und riss sie auf. Alles war dunkel. Sie war nicht da. Hatte sie ihn etwa vergessen?

Ein Schrei wollte in ihm aufsteigen, und er packte ein Porzellanpferd von einem Regal, um es zu zerschmettern. Im letzten Moment kam er zu Verstand. Lärm mochte die Wachen auf den Plan rufen, und die durften nicht wissen, dass er im Schloss war. Zähneknirschend brach er dem Ding den Kopf ab und stellte es zurück. Die Kopfschmerzen waren inzwischen unerträglich. Stöhnend presste Rounach sich die Handballen gegen die Schläfen, in denen das Blut rauschte. Aber so sehr er sich auch bemühte, der rote Schleier, der sich über seine Sicht legte, wollte nicht weichen.

Wieso habe ich das getan? Das sieht mir nicht ähnlich. Dieses Pferd hatte er seiner Schwester zu ihrem vorletzten Geburtstag geschenkt, und das Lächeln, das er damit auf ihre Lippen gezaubert hatte, wärmte noch immer sein Herz.

Falsch. Da war gerade nur sengende Feindseligkeit. Ein Hass, der sich aus allem speiste, das er in den letzten Wochen erdulden musste. Eingesperrt im eigenen Haus, ein Ausgestoßener in der eigenen Familie. Sein Vater, der seit Jahren nur belehrend und herablassend mit seinem eigen Fleisch und Blut sprach. Seine Mutter, die all dies der Harmonie wegen einfach weglächelte. Rounachs Herz raste wie wahnsinnig. Ob seine Mutter auch darin verstrickt war? Schließlich war sie ebenfalls eine Weberin gewesen, bevor sie der Namensmagie abgeschworen hatte, um seinen Vater zu heiraten.

Stöhnend sackte Rounach auf die Knie. Sein Schädel drohte zu platzen, und das Rot fraß sich immer tiefer in seine Wahrnehmung.

Was geschieht da mit mir?

Fühlte es sich so an, wahnsinnig zu werden?

Unsinn. Das war alles gerechter Zorn. Das Schicksal hatte ihm übel mitgespielt, und die Namensweber waren ihre Diener. Das Rauschen seines Blutes übertönte inzwischen

das wilde Wummern seines Herzens. Etwas stimmte ganz und gar nicht mit ihm. Etwas …

Als Rounach zu sich kam, lag immer noch ein roter Schleier über seiner Sicht, aber wenigstens waren die Kopfschmerzen verschwunden, und sein Puls hatte sich beruhigt. Stöhnend rieb er sich das Gesicht und erstarrte. Klebrige Flüssigkeit bedeckte seine Haut. Verwundert blickte er auf seine Finger hinab. Da war Blut. Viel Blut! Erschrocken streckte er seine Hände weit von sich und merkte erst jetzt, dass er auf dem Boden lag. Was war geschehen? Hatte man ihn niedergeschlagen?

Mit dem Ärmel fuhr er sich mehrfach über die Augen, und seine Sicht klärte sich. Auch das war wohl Blut gewesen. Stöhnend stemmte er sich hoch, die Welt kippte ins Lot, und er orientierte sich. Er befand sich immer noch im Gesellschaftszimmer seiner Schwester.

Wenn es mir besser geht als vorhin, woher kommt dann das Blut?

Diese Frage bohrte einen Dolch der Angst in Rounachs Herz und machte seinen Nacken steif. Er wollte die Antwort nicht wissen. Er wollte sich nicht umsehen.

Aber er war ein Kind des Adels, und Feigheit hatte man ihn gewiss nicht gelehrt. Mit eisernem Willen wandte er sich um, und aus Angst wurde Grauen. Es brach mit einer tosend schäumenden Welle über ihn herein und riss ihn in eine lichtlose Tiefe.

Seine Mutter lag dort, in einer tiefroten Pfütze, und starrte mit gebrochenem Blick die Decke an. Unweit daneben lag sein Vater. Blutige, ausgefranste Linien bedeckten seine Fürsten-Schaube an Armen, Beinen und der Brust.

Das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein! Was bei den Schicksalsmächten war geschehen? Ein langgezogenes Wimmern, voller Schmerz und Bedauern drang an Rounachs Ohr. Es gewann rasch an Intensität und ging in ein Schluchzen über. Nun erst begriff er, dass all dies aus seinem Mund stammte. Mit dieser Erkenntnis fand er unerwartet

eine bittere Trauer in seinem Herzen, und sie schnürte ihm die Kehle zu.

Alle Kraft verließ ihn. Gerade noch schaffte er es, zu seiner Mutter zu wanken, bevor er auf die Knie sank. Tränen drängten in seine Augen, die er verbissen zurückzuhalten suchte. Machtlos verlor er den Kampf. Während seine Sicht verschwamm, strich er mit zitternden Fingern die Augen Selenmeyras zu. Augen, die sie nie wieder öffnen würde. Hilflos wie ein kleines Kind tastete er nach der Hand seiner verlorenen Mutter. Sie war noch warm, aber an den Stellen, die nicht blutverschmiert waren, schrecklich bleich. Liebevoll überkreuzte er die Arme auf ihrer Brust.

Liebevoll … Wieso merkte er erst im Schmerz, wie wichtig sie ihm war? Und sein Vater? Rounach sah zu ihm hinüber und blinzelte die Tränen weg. Selbst im Tod lag Wut auf seinem Gesicht. Er hatte sicherlich verbissen gekämpft. Anerkennung stieg in seinem Sohn auf und Respekt. Auch Bedauern fand er in sich, dass ein solch beeindruckender Mann, der er ohne Frage gewesen war, ein solch schändliches Ende gefunden hatte. Aber Liebe oder Gram? Nein.

War Rounach ein schlechter Mensch? Wie zur Antwort zog etwas seine Aufmerksamkeit auf sich, das unweit des toten Fürsten am Boden lag. Ein Schwert, das dem seinen zum Verwechseln ähnlich sah. Der Stahl der Schneide war besudelt vom Rot, wie viel zu vieles hier.

Mit einer Hand tastete er an seine Seite. Die Scheide war leer. »Dein Weg ist vorgezeichnet, und er führt in die Dunkelheit«, drangen die Worte Alaisadairs aus der Vergangenheit an sein Ohr. »Du wirst edles Blut vergießen.«

»Nein, nein, nein!«, presste Rounach durch seine Zähne hindurch. Sein Entsetzen jedoch war ausgehöhlt von Trauer und Verlust. Nur änderte diese Kraftlosigkeit nichts, aber auch gar nichts an der Wahrheit. »Ich trage den Namen Rounach nicht zu Recht. Ich bin kein Mörder.« Die Lautzeichen auf seiner geballten Faust gleißten strafend hell auf.

Niemand wird mir glauben, wurde es ihm in diesem Augenblick bewusst. Auch wenn er aus tiefstem Herzen wusste,

dass er zu keinem Mord fähig war, sprach alles gegen ihn. Ja schlimmer noch: Er konnte selbst nicht erklären, was vorgefallen war.

»Wer ist da?«, erklang die Stimme seiner Schwester vom Flur her. Die Tür war nur angelehnt. »Bist du es, kleiner Bruder?« Schritte hasteten herbei, trieben ihn auf die Füße und ließen ihn panisch in die weitest entfernte Ecke zurückweichen. Alles konnte er aushalten, aber nicht seiner Schwester in die Augen zu sehen.

Zu spät. Die Tür schwang auf, und das freudestrahlende Gesicht der Tochter der Selenmeyra verzog sich zu einer grotesken Maske des Entsetzens. Ihr Blick huschte von der Leiche ihrer Mutter zu ihrem Vater, geisterte im Zimmer umher, um dann auf Rounach zu fallen. »Bei den Mächten, was hast du getan?«, hauchte sie nahezu tonlos. Tränen füllten ihre graublauen Augen, die in Ratlosigkeit versanken.

Bedächtigen Schrittes ging sie zu Selenmeyra und kniete neben ihr nieder. Mit bebenden Händen wollte sie ihr Gesicht berühren, zugleich zuckten ihre Finger immer wieder zurück, nahmen einen neuen Anlauf und versagten wieder ihren Dienst. »Zu früh, zu grausam«, raunte sie und sah ihren Bruder dabei an.

»Ich … ich war das nicht, große Schwester«, stammelte Rounach. Ihr Schmerz war unerträglich für ihn.

»Ich spreche nicht von deiner Tat, Rounach«, sagte sie seltsam gefasst. Sie blickte auf ihre Mutter hinab und schluchzte. »Dass sich dein Schicksal schon jetzt erfüllt und dann auch noch durch den Tod unserer Eltern.« Was sie sagte, war nur noch ein tonloses Flüstern. »Die Schicksalsmächte haben zu früh und zu grausam ihren Tribut gefordert.« Sie schaute auf ihre Handflächen und studierte sie eingehend, dann richtete sie die Augen auf ihre Mutter und weinte ungehemmt.

Von alldem, was sie sagte, ergab nur die Hälfte Sinn. Aber eines hörte der Sohn des Nielladoir klar heraus: Sie zweifelte nicht, dass er ihre Eltern umgebracht hatte. »Du verstehst nicht, was ich dir sage«, beschwor er sie flehentlich. »Auf

dem Weg hierher kam eine unglaubliche Wut über mich. Es war, als stünde mein Blut in Flammen, und die Welt versänke hinter einem roten Schleier. Aber. Ich. War. Es. Nicht. Mir fehlt sogar ein Stück Erinnerung.«

Stumm flossen die Tränen der Tochter der Selenmeyra, und still tropften sie auf ihre Mutter hinab. Unruhe ergriff von Rounach Besitz, trieb ihn, irgendetwas zu unternehmen. Irgendetwas, nur um ihr Leid nicht zu sehen und den Gram in seinem Herzen nicht mehr zu spüren. Sein Schwert. Er musste sein Schwert mitnehmen.

Er war bereits zwei Schritte durch den Raum gegangen, als ihm klar wurde, welche Wirkung das auf seine Schwester haben musste. Unschlüssig blieb er stehen.

»Du bist fortgegangen, um uns vor genau diesem Schicksal zu beschützen, oder nicht?«, fragte sie leise.

»Das bin ich«, entgegnete er mit rauem Hals.

Kopfschüttelnd hob sie ihr Antlitz zu ihm – die Augen rot, die Wangen nass. »O Rounach, warum um alles in der Welt bist du dann zurückgekommen?«

Ratlos sah er sie an und versuchte, ihren Worten einen Sinn zu verleihen. »Du hast mich doch gebeten, zu kommen.«

»Wovon sprichst du?« Sie sah nicht minder verwirrt aus.

Das zog ihm endgültig den Boden unter den Füßen weg. Taumelnd wich er von ihr zurück. War er vollends dem Wahnsinn anheimgefallen? »Der Brief, den Cieran mir überbracht hat«, erwiderte er und kramte in seinen Innentaschen nach dem Schreiben.

»Wer ist Cieran?« Nun klang sie alarmiert.

Mit vor Aufregung dummen Fingern brauchte er drei Anläufe, um das Schreiben aus seiner Schecke hervorzuholen. Unbeholfen öffnete er es und atmete erleichtert auf. Er hatte es sich nicht nur eingebildet. »Da ist er ja«, sagte Rounach triumphierend, ging zu ihr hinüber und übergab die Botschaft.

Sie überflog die Zeilen, und ihre Miene wurde mit jeder einzelnen davon härter. Am Ende sah sie ihrem Vater – zu

Lebzeiten – erschreckend ähnlich. Als sie sich erhob und zu ihrem Schreibtisch hinüberging, wirkte sie ebenso hart und unnahbar. Bedachtsam nahm sie eine kleine Sanduhr auf und betrachtete sie nachsinnend. Schließlich nickte sie, drehte das Minutenglas um und stellte es auf den Tisch zurück. »Zehn Minuten. Wenn der Sand durchgelaufen ist, werde ich die Wachen rufen. Es liegt bei dir, ob du dann noch anwesend bist oder nicht.«

»Große Schwester, ich …«

»Nenn mich nie wieder so«, zischte sie. »Als du unsere Eltern getötet hast, hast du jegliches Anrecht auf Kosenamen verwirkt. Einzig und allein meinem Schicksalsschwur hast du es zu verdanken, dass ich dich nicht ausliefere. Fügung hin oder her: Es war dein Schwert und deine Hand, die es führte.«

Das traf Rounach mitten ins blutende Herz. Es war nicht nur, dass sie ihm nicht glaubte. Sie war fest davon überzeugt, dass er die Morde begangen hatte. »Ich verstehe.« Wie ein geprügelter Hund zog er den Kopf ein und schlich sich zu seiner Mutter. Er küsste sie ein letztes Mal auf die Stirn, bevor er das Schwert aufhob und in die Scheide steckte. An der verborgenen Tür in der Wand, hinter welcher der Dienstbotengang lag, wandte er sich noch einmal um.

Die Tochter der Selenmeyra stand da, unverrückbar und aufrecht wie ein Fels. Reglos starrte sie auf die Sanduhr hinab. Er öffnete die Lippen, um Lebewohl zu sagen, brachte es aber nicht heraus. Stumm verschwand er in der Finsternis der verborgenen Flure.

Durch das Grauen, das sich durch Herz und Verstand fraß, drangen zwei Worte: *zehn Minuten.* Wenn er leben wollte, musste er bei Sinnen bleiben. In dieser Zeit würde er es durch das verborgene Labyrinth zurück in den Gesindeflügel schaffen. Während die Wachen seiner Schwester zu Hilfe eilten, konnte er ihn halb durchqueren. Bis die Alarmglocken läuteten, die andere Hälfte. Dann sah der Plan vor, dass die Wächter jeden Ausgang besetzten – auch den im Rosengarten. Allerdings würden sie vom Wachhaus eine

Weile dorthin brauchen. Wenn er flink genug war und sich nicht in den Gängen verlief, konnte er vor ihnen hinausschlüpfen. Wenn …

Tief durchatmend rief Rounach sich den Weg ins Gedächtnis und setzte sich in Bewegung.

Ende der kostenlosen Leseprobe

DIE NAMENSWEBER

seit 30.10.2026
überall wo es Bücher gibt

ISBN Taschenbuch: 9783696364625
ISBN E-Book: 9783696704612